

Über Taschkent nach Tadschikistan

4 - 18.10.2008

REISETAGEBUCH VON HELMUT
KÜSTENMACHIER

Freitag, 03.10.2008

Morgen schon beginnt die Fahrt in die kleine Republik zwischen Kirgisistan, China, Afghanistan und Usbekistan. Auch im Jahre 2008 muss Tadschikistan noch als Entwicklungsland bezeichnet werden, das auf Hilfe von außen angewiesen ist. Bereits vor zwei Jahren lernte ich die junge Volkswirtin Paulina Moor kennen. Sie wurde in Tadschikistan geboren und verbrachte dort mit ihrer deutschstämmigen Familie ihre Kindheit. Die Familie übersiedelte nach Deutschland und Paulina studierte Volkswirtschaft in München. Ihre Diplomarbeit beschäftigte sich mit ihrer alten Heimat und handelt vom ‚Transformationsprozess in Tadschikistan‘. Mittlerweile ist Paulina als Entwicklungshelferin nach Tadschikistan zurückgekehrt. Sie arbeitet in der Stadt Khorog inmitten der grandiosen Bergwelt des Pamirgebirges, in der nach größerer Selbständigkeit strebenden Region Berg-Badachschan, die so schwer zugänglich ist, dass wir sie nicht besuchen können.

Unermüdlich hat Paulina die Reise vorbereitet und etliche Rückschläge mit gleich bleibendem Elan gemeistert. So war ursprünglich geplant das Gebiet um Garm zu besuchen. Quartiere waren dort angefragt worden und Paulina hatte mit einem Entwicklungshilfeprojekt Kontakt aufgenommen. Dann kam eine interne Meldung unserer Bundesregierung, dass dieses Gebiet von Unruhen bedroht ist. Also wurde stattdessen das Gebiet um Penjikent als Alternative gewählt. Auch mit den Quartieren in Khujand gab es Probleme. Die erste Unterkunft wurde wegen Umbau abgesagt. Die inspizierten Hotels machten keinen guten Eindruck und waren zudem recht teuer. Schließlich meldete die engagierte Entwicklungshelferin: „Ich habe jetzt ein Gästehaus gefunden. Es hat allerdings keine Betten, aber das ist hier so üblich. Man schläft auf dem Boden, auf Teppichen, Matten und Schaffellen.“

Die durchgehende Busfahrt von Taschkent aus erwies sich als undurchführbar. Ein usbekischer Bus muss die Gruppe bis zur Grenze bringen. Dort müssen die Passagiere aussteigen und einen Kilometer zu Fuß über die Grenze laufen, um dann in einen tadschikischen Bus umsteigen zu können. Die Weiterfahrt mit dem Bus von Khujand in die Hauptstadt Duschanbe musste ganz abgeblasen werden. Die Straße ist tagsüber wegen Umbau gesperrt. Die Nachtfahrt ist gefährlich und sinnlos, weil die Reisenden nichts mitbekommen von der Landschaft. Also buchte Paulina einen Flug. Meinen Einwand, dass man vom Flugzeug aus nichts sieht, konterte Frau Moor mit der Bemerkung: „Die Flugzeuge sind klein, fliegen langsam und niedrig und die Ausblicke sind spektakulär.“ Die Liste der Überraschungen ließe sich noch fortsetzen. Ich bin jetzt natürlich gespannt, welche unerwarteten Erlebnisse die Reise selbst bieten wird.

Die Reisegruppe hat sich bereits kennen gelernt. Zusammen mit Paulina sind wir vierzehn Personen. Leider konnte unsere Tadschikistanführerin nicht zum Vortreffen kommen, weil sie kurz zuvor erkrankte. Insgesamt fanden drei Vortreffen statt. Die vier Mitfahrer, die nicht in Ingolstadt und Umgebung leben, konnten nur einmal dabei sein.

Heute, einen Tag vor der Abreise, mische ich mich noch unter die Besucher eines Festes, das zum Tag der deutschen Einheit, für die Menschen im Piusviertel veranstaltet wird. Am Nachmittag hole ich zusammen mit Josef die beiden Mietwagen ab, mit denen neun Leute morgen zum Flughafen Frankfurt fahren werden.

Den raubeinigen aber herzlichen Josef und seine eher stille und freundliche Frau Gerlinde kenne ich schon von einer Reise, die über Sibirien (Irkutsk, Ulan-Ude) in die Mongolei führte.

Auch in Georgien waren die beiden dabei. Josef ist sehr praktisch veranlagt, spricht ein wenig Polnisch, Ukrainisch und auch Russisch und geht zur Jagd. Letztes Jahr lud er uns ein zu seinem sechzigsten Geburtstag und servierte eine gebratene junge Wildsau.

Mit Moskau und Kasachstan hatten im Jahre 1999 unsere Reisen in die ehemalige Sowjetunion angefangen. Es folgten die Reise nach Sibirien und der Arbeitseinsatz in der Ukraine. St. Petersburg mit Karelien und Usbekistan hießen die nächsten Stationen. Dann waren die Mongolei und Georgien an der Reihe und in diesem Jahr wurde, das ist gerade einmal drei Wochen her, die Krim erkundet. Und morgen geht es also über Usbekistan nach Tadschikistan.

Im Vergleich zu anderen Ländern gibt es nur wenig Literatur über das Land der Tadschiken. Ein Reisehandbuch sucht man vergeblich. Sieben Millionen Menschen leben in Tadschikistan auf einer Fläche, die etwa doppelt so groß ist wie Bayern: 143 100 Quadratkilometer. Fünfundsiebzig Prozent der Menschen wohnen, viele davon in bitterster Armut, auf dem Land, das zu mehr als der Hälfte dreitausend Meter über dem Meeresspiegel liegt. Von den fünf mittelasiatischen GUS-Republiken ist Tadschikistan die kleinste. Zu mehr als neunzig Prozent besteht das Land aus spärlich bewaldeten, unwegsamen Gebirgsregionen. Entsprechend dicht besiedelt sind die fruchtbaren Flusstäler des Amudarja und Syrdarja, bzw. von deren Quellflüssen Pjandsch und Wachs. In Tadschikistan herrscht ein sonnenreiches Kontinentalklima mit starken Temperaturschwankungen. Subtropisch-feucht ist es nur in den Tälern und im Südwesten.

Duschanbe, die Hauptstadt, hat etwa 600 000 Einwohner und wurde in ihrer heutigen Form erst kurz nach 1920 von den Sowjets am Reißbrett entworfen. Wegen ihrer breiten Straßen, gesäumt von Robinien, Platanen und Pappeln, gilt sie jedoch als eine der schönsten Städte Mittelasiens.

Die Landeswährung heißt Somoni (TJS). Die kleinere Währungseinheit nennt man Dirami, für hundert Diram bekommt man einen Somoni. Ein Euro kostet umgerechnet ungefähr fünf Somoni.

Etwa achtzig Prozent der Bevölkerung sind Tadschiken. Eine große Gruppe von Tadschiken lebt in Afghanistan; und in Usbekistan schätzt man ihre Zahl auf etwa 1,2 Millionen. Weltweit gibt es cirka zehn Millionen Tadschiken. Die ‚Tieflandtadschiken‘ sind Ackerbauern und Handwerker, die ‚Bergtadschiken‘ betreiben überwiegend Viehzucht.

Die tadschikische Sprache, die bis 1930 und seit 1992 wieder in arabischer Schrift geschrieben wird, gehört zur iranischen Gruppe der indoeuropäischen Sprachfamilie. In der Grammatik ist sie stark vom Türkischen beeinflusst. Die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe sind mit fünfzehn Prozent die Usbeken, gefolgt von mit einem Prozent Russen. Weitere kleine Minderheiten sind Kirgisen, Tataren, Ukrainer, Turkmenen, Deutsche, Juden, Koreaner, Kasachen und Osseten.

Das Bildungssystem des Landes entspricht noch ganz dem der ehemaligen Sowjetunion. Es gibt eine neunjährige Schulpflicht. Neben Tadschikisch wird teilweise auch in Usbekisch und Russisch unterrichtet. Was die Religion angeht halten sich die meisten Tadschiken zum sunnitischen Islam. Nur die Pamiri sind mehrheitlich Schiiten. Teilweise ist der Islam in

Tadschikistan noch beeinflusst von vorislamischen Religionen, insbesondere vom Zoroastrismus.

Etwa zwei Prozent der Bevölkerung sind – überwiegend russisch–orthodoxe - Christen. In Duschanbe gibt es eine kleine Evangelisch-Lutherische Gemeinde. Nach der Verfassung sind Religion und Staat zwar getrennt, aber eine starke islamistische Gruppe kämpft für die Errichtung eines Gottesstaates.

Schon zu UdSSR-Zeiten war Tadschikistan das ‚Armenhaus der Sowjetunion‘. Nach der Perestrojka verschlimmerte sich die Lage noch. Das Jahreseinkommen liegt bei durchschnittlich etwa einhundertfünfzig Euro und damit gehört das mittelasiatische Land zu den ärmsten Entwicklungsländern der Welt.

Die Arbeitslosenquote liegt in Tadschikistan bei dreißig Prozent. Ein Drittel der Wirtschaftstätigkeit basiert auf der Herstellung und dem Handel von Drogen. Baumwolle ist das Hauptanbauprodukt. Obst, Gemüse, Getreide, Tabak und Wein spielen kaum eine Rolle. Eine größere Bedeutung hat die Seidenraupenzucht.

Jährlich gehen etwa vier Prozent der Bodenfläche durch Versalzung und Erosion aufgrund falscher Bewässerung verloren. Die Industrie ist wenig entwickelt und wegen veralteter Methoden ziemlich unproduktiv. Lukrativ wäre der Abbau der reichen Gold- und Uranerzvorkommen.

Politisch gesehen ist das Land ein demokratischer Rechtsstaat mit Präsidialsystem, dessen Staatsoberhaupt auf sieben Jahre gewählt wird. Das Zweikammerparlament wird alle fünf Jahre gewählt. Von 1992 bis 1996 tobte der tadschikische Bürgerkrieg zwischen der postkommunistischen Regierung und den islamistisch-nationalistischen Kräften. Er forderte fast hunderttausend Menschenleben. In den Machtkampf verwickelt waren die regionalen, ethnischen und religiösen Clans und kriminelle Banden, denen es nur um die Beherrschung des Drogenhandels ging. Die derzeitige Ruhe ist trügerisch. Die Clans aus dem Süden haben die Macht von den Clans aus dem Ferganabecken übernommen. Der Konflikt schwelt weiter. Auch usbekische und russische Truppen griffen in den Kampf ein. 2001 kam es erneut zu Auseinandersetzungen mit Islamisten, die von Afghanistan aus unterstützt wurden.

Und da fahren wir hin.

Samstag, 04.10.2008

Die Reise beginnt. Nach einer kurzen, unruhigen Nacht starten Regine und ich um fünf Uhr früh mit einem noblen Miet-Audi A6 und picken am Kaufland Horst Conrad auf, den drahtigen Globetrotter, der schon die halbe Welt gesehen hat und auch mit uns mehrfach unterwegs war. Auch Friedrich Glemnitz, der an der Autobahnausfahrt Süd zusteigt, war mit der Aussiedlerarbeit schon unterwegs in Sibirien. Eine seiner Töchter war einst mit unserem Sohn Juri befreundet. Friedrich ist Agraringenieur und war als Beamter im Landwirtschaftsamt tätig. Bei Lenting treffen wir die zweite Mietwagenbesatzung mit Josef und Gerlinde, sowie Barbara und Renate. Auch Barbara kennen wir schon von einigen Reisen her. Die ehemalige Dekorateurin hat ein Herz für Kinder und ihr halber Koffer ist immer gefüllt mit Stofftieren, Süßigkeiten und anderen Mitbringseln. Renate kommt so wie Barbara aus Altmannstein und sie war einmal mit meinem Nachfolger Johannes als Reiseleiter in der Mongolei unterwegs.

Eine dreiviertel Stunde später steigt beim Autohof Hilpoltstein Lieselotte Janetzky zu. Sie arbeitet als Sekretärin im Missionswerk Neuendettelsau und besuchte, wohl auch im Rahmen ihrer Tätigkeit, Papua-Neuguinea. Auch sie war bereits einmal mit der Aussiedlerarbeit unterwegs. Die Fahrt geht zügig voran, Josef fährt voraus. Es fängt an zu regnen. Die Autobahn ist frei. Kurz vor dem Frankfurter Flughafen, bei der Raststätte Westkirchen, wird eine Frühstückspause eingeschoben.

Im Frankfurter Flughafen bildet sich bereits drei Stunden vor Abflug eine lange Warteschlange am Schalter von Uzbekistan Airways. Das Einchecken zieht sich endlos hin.

Schon bald nach den neun Mietwagenfahrern treffen Gunter Zimmermann und Margarete Vogel-Zimmermann mit Brigitte Grimm ein. Sie kamen mit dem Zug aus Offersheim bzw. aus Stuttgart.

Die letzten werden die ersten sein. Ulrike Knauer, die weit gereiste ehemalige Chemie- und Biologielehrerin aus Unterschleißheim verpasst ihren ohnehin knappen Zug in München und muss als eine der Letzten einchecken.

Weil die Maschine überbucht ist, fliegt Ulrike erster Klasse. Durch die langwierige Abfertigung verzögert sich der Abflug um über eine Stunde. Einige Passagiere werden noch gesucht, andere sitzen auf falschen Plätzen. Ohne die sonst übliche Sicherheitseinweisung, ohne Kontrolle der Sicherheitsgurte und ohne die üblichen Fluginformationen steigt die Boeing 767 vollbesetzt in den Himmel, der sich öffnet und ein paar freundliche Sonnenstrahlen herabschickt. Regino und ich sitzen ausnahmsweise einmal in der letzten Reihe. Der Flug über der Wolkendecke gleicht dem Gleiten durch eine Schneelandschaft.

Die Sonne geht unter während die Maschine über das Kaspische Meer schwebt. Die Mondsichel steht majestätisch am Himmel. Es bleibt viel Zeit nachzusinnen, das reichhaltige Bordmenü zu genießen, zu lesen, zu schlafen oder das Flugzeug zu inspizieren. Mit über einer Stunde Verspätung landet der große Vogel butterweich auf der Betonpiste von Taschkent. Lieselotte blitzt den Reiseleiter und dessen Frau im Flughafenbus, der Reiseleiter blitzt zurück. Die Warterei an der Passkontrolle nervt. Der Beamte in dem kleinen Abfertigungshäuschen freut sich diebisch, dass er ein paar Worte Deutsch reden kann. Bei Margarete ist ein falsches Datum für das Visum im Pass eingetragen.

Ein höflicher Grenzer teilt mir mit, dass er uns helfen und das Problem lösen werde. Regino unterhält sich mit dem Mann, der die Koffer röntgt. Er sagt, dass er gerne einmal nach Deutschland käme. Unsere Abholer warten seit Stunden. Irina, die Schwester von Peter Ustinov, der mit seiner Frau Olga unsere erste Reise nach Usbekistan begleitete, ist mit ihrer Freundin Olga gekommen, um die Gäste zu begrüßen

Die Taxitarife haben sich innerhalb der letzten fünf Jahre verdreifacht und nach kurzer Verhandlung kostet die Fahrt pro Auto immer noch zehn Euro. Die Zwei-Millionenstadt zeigt sich sauber, der Empfang in der beschaulichen Einfamilienhaussiedlung Dombrabad ist

herzlich und Irina ist traurig, dass Regine und ich nicht bei ihr wohnen. Aber schnell lernt sie die Vornamen ihrer Gäste: Margarete (natürlich sagt sie: „Margarita“), Brigitte und Gunter.

Regine und ich sind mit Horst und Friedrich bei Marina und Stas untergebracht. Barbara wohnt wieder bei ihrer Ala. Ihre Wohngenossen sind Josef und Gerlinde, sowie Renate. Ulrike und Lieselotte nächtigen bei Dilnoza, der Tochter von Konsul Malaev, der nach jahrelanger Unterbrechung wieder in seinem geliebten Berlin bei der usbekischen Botschaft arbeitet.

Marina und Stas laden ihre vier bayerischen Gäste zum Tee und Gebäck ein und stellen sich vor. Stas, der Ingenieur, repariert Autos. Im Innenhof seines Hauses renoviert er derzeit eine alte Karosse. Seine Frau Marina, die einst Literaturgeschichte studierte, arbeitet heute als Köchin in einer großen Klinik und Sohn Artjom hat sich als Fernsehmechaniker selbständig gemacht. Auch seine junge Frau Dila mit der einjährigen Tochter Olivia lebt mit im Haus. Drei Zimmer hat die Familie für die deutschen Gäste geräumt und es fragt sich, wo sie selbst schlafen. Dann werden die vier Deutschen vorgestellt und Horst erntet von Marina ein herzhaftes Schulterklopfen und ein anerkennendes ‚molodjez‘ (Prachtker!) für seine Weltreisen und Klettertouren. Nachdem noch einige Geschenke an die Gastgeber verteilt wurden, ist es immerhin halb zwei als das Licht gelöscht wird.

Sonntag, 05.10.2008

Nach dem kalten Schmuddelwetter in Deutschland werden die Touristen aus Bayern mit wärmenden Sonnenstrahlen verwöhnt. Ein Hahn kräht und ich begrüße Stas und Marina, die mit der Oma (der Mutter von Stas) in aller Herrgottsfrühe im Wohnzimmer sitzen. Draußen im Hof hat Dila bereits die Babywäsche aufgehängt und ich inspiziere das urige Klohäuschen. Alles hier ist sehr einfach, aber sauber und liebevoll instand gesetzt. Das kleine Bad, in dem ich einen ‚Ingolstadt-Aufkleber‘ entdecke, überrascht durch einen überaus originellen, schwarzen Boiler.

Beim reichhaltigen Frühstück ist auch die kleine Olivia dabei, die Tochter von Dila und Artjom. Auch die Gäste der beiden anderen Familien zeigen sich begeistert von ihren Gastgebern. Nur Lieselotte und Ulrike sind wenig erfreut von dem spärlichen Frühstück bei der Konsulstochter Dilnoza, die wohl mehr beschäftigt war mit ihrem Handy und einem Kousin, den sie beaufsichtigen muss. Die Stadtrundfahrt im koreanischen Bus, der von dem mit schwarzem Anzug bekleideten Usbeken Baktjor gesteuert wird, beginnt.

Zunächst wird das russisch-orthodoxe Kirchenzentrum angesteuert. In der Taufkapelle können die Eltern noch schnell ein Taufkleidchen für die Täuflinge erwerben. Für die erwachsenen Taufanwärter steht ein großes Taufbecken bereit

Es ist Sonntag und die Kirche ist mit sehr viel Leben erfüllt. Zahlreiche Familien verlassen mit ihren Täuflingen die Taufkapelle. Die große Kirche ist gut gefüllt, die Menschen stehen dicht gedrängt, ein großer Chor singt die Liturgie. Draußen klärt ein Priester eine junge Familie über die Unterschiede der Religionen auf und weist immer wieder hin auf die orthodoxe, die rechtgläubige Kirche. Zwei Taufväter, Freunde, die gegenseitig die Patenschaft ihrer Kinder übernahmen, lassen sich bereitwillig fotografieren.

In der Stadtmitte wird der Bus verlassen. Die Gruppe wandert durch den weit ausgedehnten Stadtpark und begegnet ein paar hundert jungen Soldaten, die durch die Anlagen geführt werden. Sie winken und grüßen freundlich: „Hello, how are you?“ Mir fällt auf, dass das quirlende Leben der Straßenhändler, Kioske und Imbisszelte gänzlich aus dem

Regierungsviertel, dem wir uns jetzt nähern, verbannt wurde. Unsere Mannschaft stellt sich auf zu einem Gruppenfoto.

Von einem Denkmalsockel herab grüßt Timur (oder auch Tamerlan), ein mittelalterlicher Herrscher der

Samaniden seine Bewunderer. Seit der Perestroika nimmt der neu ernannte Volksheld der Usbeken den Platz ein, den zuvor Lenin und andere Sowjetfiguren innehatten.

Viktor, der Sohn unserer ehemaligen Gastfamilie Gorbatschow und Dilnoza, die deutsch sprechende Tochter von Konsul Malaev führen die Gruppe durch Taschkent. Ihre Unkenntnis der Stadtgeschichte ist schon erschreckend. Immerhin hat Dilnoza sich ein paar Daten aus dem Internet ausgedruckt. Ansonsten müssen sie immer wieder eingestehen, dass sie viele Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt noch nicht als solche wahrgenommen haben.

Auf einer Asphaltstraße, die durch den Park führt, ist es ein paar Künstlern gelungen, ihre Produkte auszustellen.

Aber sowohl Angebot als auch Nachfrage halten sich in Grenzen. Dann führt der Weg vorbei an einer ehemaligen Residenz der Zarenfamilie, in der jetzt das Gästehaus des Auswärtigen Amtes untergebracht ist. Und schon sind wir im Regierungsviertel angelangt, das sich in den letzten fünf Jahren mächtig gemausert hat. Aus der Großbaustelle ist ein fertiges Ensemble geworden, das vor allem ein Ziel zu haben scheint: Macht und Reichtum zu demonstrieren.

Dilnoza meint, dass die Störche, die das Eingangstor zieren, Symbole seien für Frieden und Wohlstand.

Natürlich frage ich mich, ob die jungen Soldaten, die sich unbekümmert fotografieren lassen, aus der Geschichte lernen, an die bei der nächsten Station des Rundgangs erinnert wird: Wir sind bei einer Gedenkstätte für die Opfer des zweiten Weltkrieges angelangt. Eine trauernde Mutter erinnert sich an die gefallenen Söhne und blickt in die ewige Flamme.

Auf unzähligen Messingtafeln, die zum Gebet auffordern, sind die Namen der Menschen aufgelistet, die für einen sinnlosen Krieg ihr Leben hergeben mussten. Der Bus bringt die Gruppe zum Erdbebendenkmal, das an die Katastrophe erinnert, die 1966 große Teile der Stadt zerstörte.

Und schon ist es Zeit für ein einfaches Mittagessen in einem Straßenlokal. Dilnoza und Viktor helfen beim Übersetzen der Speisekarte. Die freundliche Bedienung bringt etliche der Speisen vorher zum Probieren an den Tisch. Die kurz zuvor umgetauschten zehn Euro können hier nur zu einem Bruchteil ausgegeben werden. Horst nutzt die Essenszeit zu einer persönlichen Erkundungstour. Baktjor, der Chauffeur speist mit seinen Fahrgästen.

Nun führt der Weg durch die Straßen der Altstadt, vorbei an einfachen Häusern, von denen viele in einer Art Lehmfachwerk errichtet wurden. Erst beim Verlassen des islamischen Zentrums ‚Barrack Chon‘ erkenne ich, dass ich hier schon einmal war. Die ursprünglich im sechzehnten Jahrhundert erbaute Anlage wurde komplett neu erbaut und erst im letzten Jahr fertig gestellt. Heute beherbergt sie das kleine Koranmuseum und in der Medrese, der einstigen Koranschule, bieten heute Kunsthandwerker und Souvenirhändler Produkte an. Dilnoza und Viktor müssen bekennen, dass sie hier noch nie gewesen sind. Als Verkaufsschlager erweisen sich die angeblich aus einem Stück gefertigten hölzernen Koranhalter, die auf recht komplizierte Weise zusammengeklappt werden. Ich kaufe mir zwei handgemalte Bilder für meine Reisemotivsammlung daheim.

Auf der Rückfahrt durch die Stadt durchqueren wir die Navoystraße, in der ausschließlich Elektrohändler ihre Waren anbieten, kommen an einem wuchtigen Zirkus-Kuppelgebäude vorbei und passieren die islamische Universität. Mitten im Zentrum erhebt sich die Medrese Kukeldash, deren einstige und heutige Bedeutung uns von einem einheimischen Führer näher gebracht wird. Dilnoza übersetzt: Etliche der Islamstudenten wohnen auch hier. Ein Kaligraph erläutert die Eigenheit der arabischen Schrift, demonstriert deren Schönheit und fertigt gegen ein kleines Entgelt die Vornamen einiger Gruppenteilnehmer an. Vor allem der Name Friedrich wirkt im Arabischen sehr gefällig.

In unserem Wohnviertel Dombrabad, vor der dortigen Moschee, endet die Besichtigungstour. Alle freuen sich auf eine kleine Ruhepause. In unserer Gastfamilie wartet Marina mit einem reich gedeckten Tisch. Dem mit Eiern überbackenen Blumenkohl kann ich nicht widerstehen.

Ein gemeinsames Abendessen an einer langen Tafel beendet einen erlebnisreichen Tag. Die kleinen Salate kommen gut an, das frische Fladenbrot wird mehrmals nachgereicht, das frisch gezapfte Bier wird hoch gelobt. Wir bestellen Lagman, Borschtsch, Fisch und Hammelschaschlik. Auf holprigen Wegen tapen wir in der Dunkelheit zu unseren Quartieren.

Montag, 06.10.2008

Angenehme Temperaturen und blauer Himmel eröffnen einen neuen Tag. Die Hunde bellen, Olivia quengelt nebenan. Marina ist bereits kurz nach fünf Uhr aufgebrochen zur Arbeit. Die Oma hat schon dreißig Pfannkuchen gebacken. Ich fotografiere noch schnell die Zimmer von Horst und Friedrich und die Stromversorgung von Dombrabad.

Der Abschied von der Gastfamilie ist überaus herzlich und Regine muss Irina versprechen, dass wir sie irgendwann einmal besuchen ohne zu bezahlen, als wirkliche Gäste. Aktjor belädt den Bus und chauffiert uns heute, am Montag, durch den dichten Verkehr der usbekischen Metropole.

Es bleibt eine gute Stunde Zeit durch die Bazare und Budenstraßen des Großen Marktes zu schlendern, die Gewürz- und Apfelpyramiden zu bewundern, mit den Verkäufern und Verkäuferinnen zu plaudern und das bunte Treiben zu bewundern. Baktjor meint nur bedauernd, dass wir heute wenig zu sehen bekommen, weil am Montag erst die Hälfte der Stände aufgebaut sind und auch weniger Besucher kommen. Regine kauft eine goldene Kappe für unsere Tochter Silja, Ulrike ein ähnliches Exemplar in bunten Farben für ihre Kappensammlung daheim. Am besten lassen sich die bunten Markt motive in Bildern darstellen.

Baktjor hat sich eine kleine Überraschung für seine Touristengruppe ausgedacht. Er chauffiert uns zu einem Lokal, in dem eine Hochzeit stattfinden wird. Der Brautvater begrüßt uns am Eingang und lädt ein zum ‚Vor-Hochzeitsessen‘. Jeweils zwei Gäste bekommen einen großen Teller mit leckerem Plov. Dazu gibt es Tschai und frisches Fladenbrot. Zwei Musiker singen und spielen für uns. Bei der Verabschiedung erklärt ein großer, kräftiger Usbeke, offensichtlich ein Geschäftsmann in gebrochenem Deutsch, dass er schon in Stuttgart und Frankfurt war und das Deutschland die Nummer eins sei.

Die Fahrt nach Kuhjand führt vorbei an endlos weiten Baumwollfeldern, unterbrochen von ein paar dünnen Wiesen und kleinen Flächen, auf denen Sonnenblumen angepflanzt werden. Die Baumwollernte ist in vollem Gange. Eine große Schar junger Leute marschiert gerade nach getaner Arbeit nach Hause.

An einer Polizeistation sucht und findet Baktjor ein stilles Örtchen und schon ist, gegen fünfzehn Uhr die tadschikische Grenze erreicht; eine Baustelle mit einem verschlossenen Gittertor, großen halbfertigen Häusern und unbefestigten Wegen. Auf usbekischer Seite müssen drei Kontrollpunkte passiert werden. Auf dem staubigen Boden liegend müssen alle Koffer geöffnet werden. Die Anweisung des Grenzbeamten zum Ausfüllen der Zolldeklaration kann ich nur so übersetzen: „Schreiben Sie das Dokument vom Flughafen ab, nur mit dem heutigen Datum. Tragen Sie einen ähnlichen Geldbetrag ein wie bei der Einreise. Einer der Grenzer outet sich als Neffe von Konsul einer deutschen Musikgruppe, die gestern in Duschanbe auftrat. Irgendwo im Niemandsland kommt uns Paulina, unsere Reiseleiterin für Tadschikistan, fröhlich entgegen. Die Grenzkontrolle in ‚ihrem‘ Land ist erfrischend unbürokratisch, die Grenzbeamten sind sehr locker.

Nach dem etwa einen Kilometer langen Grenzübergang öffnet sich vor uns weites, unbewohntes, unfruchtbares Land. Nur ein paar Autos und kleine Busse stehen auf der Straße. Der Chauffeur von Paulinas kleinem Bus hat sich offensichtlich überschätzt. Es muss noch ein Schiguli-Taxi dazu geordert werden, damit alle ans heutige Tagesziel gelangen. In diesem finden Barbara, Josef, Horst, ich und zwei Koffer ihren Platz.

Die Straße nach Khujand ist breit, schnurgerade und ganz neu asphaltiert. Die Landschaft ist so etwas wie eine Halbwüste: Kein Baum weit und breit, ein paar verdorrte, niedrige Sträucher, armselige Häuschen, im Hintergrund unbewaldete Bergformationen. Um Sprit zu sparen schaltet der Fahrer einfach den Motor aus, sobald es ein wenig bergab geht. In einem kleinen Ort kauft Paulina für uns Wasser. Der Taxichauffeur lässt sich aus einer Glasflasche zehn Liter Benzin einfüllen. Nach einer guten Stunde ist Khujand erreicht.

Das Quartier in Khujand entpuppt sich als ein privates Gästehaus, neu erbaut, in dem fünf Zimmer, die ansonsten wohl auch privat genutzt werden, unserer Gruppe zur Verfügung stehen. In dem Zimmer das ich mit Horst und Friedrich teile, stehen der Computer und die Schulbücher von einem der Söhne des Hauses. Josef und Gerlinde sind die einzigen, die ein richtiges Bett haben. Alle anderen schlafen auf Matten zu ebener Erde. Renate, Barbara und Lieselotte logieren im äußerst noblen Esszimmer. Margareta, Brigitte und Gunter bevölkern ein weiteres Dreierzimmer. Regines und Ulrikes Zimmer liegt neben der Eingangshalle, in der, auch auf dem Boden, das Abendessen serviert wird. Es gibt für jede und jeden einen kleinen Salat und Kartoffeln mit Fleisch, Kraut und Kichererbsen. Zur Freude der bayerischen Gäste hat Paulina auch Bier organisiert. Die in Tadschikistan tätige Entwicklungshelferin stellt das Programm der kommenden Tage vor. Sie hat noch zwei weitere Frauen mitgebracht: Annemarie Berger, eine engagierte Lehrerin aus Deutschland, die im Auftrag des Deutschen Bildungsministeriums (Zentralstelle für das Auslandsschulwesen) seit vierzehn Monaten im Deutschen Goethegymnasium unterrichtet und die begabten Schüler auf das deutsche Sprachdiplom vorbereitet. Die zweite im Bunde ist die einheimische Juliane Haas, die hier geboren wurde und deren Mutter Russin, der Vater deutschstämmig ist. Sie hat das Goethegymnasium besucht und ist mittlerweile, mit nur dreiundzwanzig Jahren, fertige Deutschlehrerin.

Annemarie Berger erzählt von der Entstehungsgeschichte der Schule und dem desolaten tadschikischen Bildungssystem. Mit drastischen Beispielen stellt sie die tadschikische Mentalität dar, die glaubt, dass man mit Geld alles kaufen könne, also auch ein deutsches Sprachdiplom, das dazu berechtigt, in Deutschland zu studieren. Sie versucht den Menschen beizubringen, dass so ein gekauftes Diplom bei uns keinen Wert hat und informiert über junge Menschen, die das kapiert haben und im Ausland studieren. Dem Gründer des Goethegymnasiums, Herrn Karimov, schwebte eine Waldorfschule in Tadschikistan vor und

er schickte etliche Lehrer zur Ausbildung nach Deutschland an derartigen Schulen. Frau Berger sagt: „Es müssen einfach auch einige der schlechteren Schüler durchfallen, damit alle begreifen: Meine Leistung ist nötig, meine Leistung ist wichtig.“ Und sie fährt fort. „Meine Aufgabe sehe ich darin, die Begabten und Tüchtigen herauszufinden und zu fördern.“ Eine lebhaftige Diskussion schließt sich an. Es geht um das akademische Auslandsprogramm, um das Schulgeld, das nur reichen Leuten ermöglicht, ihre Kinder diese Schule besuchen zu lassen und um die traurige Tatsache, dass viele der gebildeten Tadschiken das Land verlassen haben, um anderswo, beispielsweise in Russland, Europa oder Amerika, ihr Glück zu suchen. Frau Bergers Hoffnung ist es, dass ihre Schüler nach Tadschikistan zurückkehren, um zu helfen das Land aufzubauen. „Ich hoffe, dass dieses Land einmal herausfindet aus der Korruption.“

Dienstag, 07.10.2008:

Für viele war die Nacht wegen der relativ dünnen Unterlage doch etwas hart. Friedrich hat gefroren, weil er nur ein dünnes Laken zum Zudecken hatte. Horst klagt über seine Mitschnarcher Friedrich und mich. Josef erkundigt sich bei der Gästehauschefin über die Baukosten des Hauses, vierhunderttausend Dollar. Das Frühstück ist einfach: Fladenbrot, Marmelade, Pfannkuchen, Tee und Kaffee.

Kurz nach acht Uhr holt Paulina ihre Schützlinge ab. Der Weg zur Hauptstraße führt durch eine schmale Straße mit einfachen, teilweise recht auffälligen kleinen Häusern in deren Innenhöfen sich Werkstätten oder Wohnungen befinden. Ein gechartertes Marschrountaxi wühlt sich durch den dichten Verkehr zum Goethegymnasium vor dem die Schulbusse stehen.

Die Direktorin stellt in Russisch die Schule vor, Paulina übersetzt. Dann folgt ein kurzes Schülervorführprogramm

„Das sind die potemkinschen Dörfer, die ich eigentlich vermeiden wollte,“ sagt Frau Berger. Ein kleiner Chor singt das Lied von den ‚99 Luftballons‘ von Nena vor, Schülerinnen der vierten Klasse tanzen und singen dazu. Ein Gedicht zum Thema ‚Heimat‘ wird vorgetragen. Ein Mädchen referiert noch einmal über das Goethegymnasium. Alle Jungs tragen dunkle Anzüge und weiße Hemden mit unterschiedlichen Krawatten. Die Mädchen haben schwarze Röcke mit weißen Blusen an, einige wenige auch schwarze Hosen.

Das Goethegymnasium ist eine von vierundvierzig Schulen in der Stadt und eine von zehn Privatschulen. Zur Zeit wird die Schule von 419 Schülern besucht, die von etwa vierzig Lehrern unterrichtet werden. Eine Partnerschaft existiert mit einem Gymnasium in Nauen. Mit dem Lied ‚Sag mir wo die Blumen sind‘ wird die Vorführung beendet. Die Mädchen singen Russisch, die Jungen Deutsch. Jedem deutschen Besucher, jeder Besucherin wird eine Schülerin oder ein Schüler als Begleiter und Gesprächspartner zugeteilt. Regine wird Farsona zugeordnet. Ihr Name heißt übersetzt: ‚Kluges Mädchen‘.

Meine sehr selbstbewusste Begleiterin heißt Malika, zu Deutsch: ‚Prinzessin‘. Malika kommt aus einer tadschikischen Großfamilie. Ihre Mutter arbeitet bei einem großen Konzern als Juristin, ihr Vater ist Ingenieur. „Leider sind meine Elter geschieden“, sagt sie, „ich lebe bei den Großeltern. Mein Großvater ist fünfundzwanzig Jahre älter als seine Frau, er ist jetzt 97 Jahre alt. Er hat 77 Enkelkinder und trinkt noch Wodka. Ich habe noch zwei jüngere Schwestern, Sewara (14), das heißt: die Liebe und Lola (9), das heißt: die Blume. Ich selbst

will einmal internationale Richterin werden.“ Seit acht Jahren nimmt die Schule regelmäßig an landesweiten Deutschwettbewerben teil und gewinnt fast ebenso regelmäßig erste Preise.

Nach den Schülerdarbietungen nehmen jeweils drei deutsche Besucher am Deutschunterricht einer Klasse teil. Ich sitze mit Regine und Barbara bei den zwölf, für Deutsch besonders begabten, Kindern, sechs Mädchen und sechs Jungen aus der fünften Klasse. Anhand eines Lehrbuches beschäftigen sich die Kinder heute mit dem Thema ‚Datum‘ und mit dem Thema ‚Schulunterricht‘. Frau Berger bemüht sich besonders deutlich und akzentuiert zu sprechen und korrigiert Fehler sofort. Zwischendrin fragt sie ein Gedicht ab und macht mit allen Schülern gemeinsam Sprachübungen. Dann dürfen die Kinder selbst Fragen stellen, müssen die Tafelanschriften abschreiben und ernten viel Lob von ihrer engagierten Lehrerin. Nach den Fünftklässlern wird eine etwas kleinere Gruppe der zehnten Klasse besucht. Der Deutschunterricht wird hier von einer Tadschikin gehalten. Heute geht es um das Sprachfeld ‚reden-sagen-sprechen‘. Weitere Worte für ‚sprechen‘ werden gesucht und es wird überlegt, mit welchem Fall sie zu verbinden sind. Danach fragt die Lehrerin ab, welche Sprachen in den europäischen Ländern gesprochen werden. Die Antworten sind fast immer treffsicher. Das anschließende Gespräch mit Frau Berger schwänze ich, um meine Aufzeichnungen zu vervollständigen. In dem besagten Gespräch geht es, so wird mir berichtet, wie schon gestern Abend, um das leidige Thema der Korruption und um die Bedingungen für die Aufnahme in die Schule. Alle Besucher zeigen sich beeindruckt von der hohen Sprachkompetenz der Schülerinnen und Schüler. Sandra, ein Studentin aus Deutschland, informiert über ein Praktikum, das sie hier absolviert.

Nach dem Mittagessen stellen alle Besucher und Begleiter sich auf zu einem Foto. Es ist bewundernswert, mit welcher Hingabe und gleichzeitig mit welcher Offenheit die jungen Tadschiken auf uns zugehen.

Der nachfolgende Spaziergang, bei für unsere Verhältnisse hochsommerlichen Temperaturen, beginnt beim Denkmal für Ismail Somoni, einem einstigen Herrscher, der von den Russen verleugnet und von den Tadschiken (so wie Timur in Usbekistan) zum Staatsgründer befördert wurde.

Ein Schüler bemüht sich diese Zusammenhänge durch ein Kurzreferat zu verdeutlichen. Meine Begleiterin Malika stellt das überdimensionale, im Jahre 1964 aus Aluminium gefertigte Denkmal für Lenin vor. Wir überqueren den Syrdarya-Fluss und pilgern zur Gedenkstätte für den persischen Schriftsteller Rudaki, der 858 in Penjikent geboren wurde und in Samarkand studierte. Wegen unterschiedlicher Auffassungen zwischen schiitischem und sunitischem Islam wurde er geblendet

Den Erinnerungsplatz für einen heimischen Dichter können wir nur noch eilenden Schrittes passieren, denn die Registrierungsbehörde ist mit den Pässen und den gescannten Bildern nicht zufrieden. Wir müssen noch aktuelle Passfotos machen lassen, persönlich bei der Behörde erscheinen und eigenhändig unterschreiben. Auch unsere Vermieterin muss kommen und schriftlich für jeden Einzelnen bestätigen, dass er bei ihr untergebracht ist.

Der Mann unserer Vermieterin nimmt seine Frau, Regine, Ulrike und mich im edlen Mercedes mit. Ulrike lässt sich beim Teehaus absetzen, um dort die restlichen Gruppenteilnehmer zu empfangen. Regine und ich fahren mit zum Gästehaus. Ich brauche dringend eine Pause, um meine Tagebucheinträge zu vervollständigen. Hoch begeistert von der komfortablen Teehaustoilette kehrt Horst zurück und Ulrike schwärmt von dem köstlichen Tee, der ihr serviert wurde und dass sie sich einmal zurücklehnen und ausruhen konnte. Josef schimpft wie ein Rohrspatz über die tadschikische Bürokratie bei der sinnlosen Registrierung. Paulina ist auch entsetzt und meint: „Jedes Mal, wenn ich zur Registrierung

gehe, gibt es andere Anmeldebedingungen. Dass allerdings auch noch die Vermieterin antanzen musste, das hat sie noch nie erlebt.

Gegen halb sieben machen wir uns noch einmal auf den Weg in die Stadt, zum Abendessen in dem noblen Restaurant

Glückspilz. Auch Farsona, die Begleiterin von Regine ist mit dabei. Paulina hat ein üppiges Mahl bestellt. Die vielfältigen Salate stehen schon auf dem schön eingedeckten Tisch. Josef freut sich, dass es auch dunkles Brot gibt und die meisten kosten von dem guten Granatapfelsaft. Eine Flasche Wodka kreist und ich habe endlich Gelegenheit zu einem Toast: „Wir trinken auf Paulina und bedanken uns für ihre Mühe, wir erheben unsere Gläser auch auf Farsona, die ihre Schule vertritt und wir trinken auf alle Frauen unserer Gruppe.“

Nachdem Paulina den Fernseher abstellen lässt und auch verhindert, dass ein Discjockey alles übertönt, wird es ein sehr gemütlicher und geselliger Abend. Das geschmorte Rindfleisch, die überbackenen Hühnchenteile, Kartoffelbrei und Pommes kommen gut an.

Plötzlich taucht auch noch meine Begleiterin Malika, zusammen mit der Praktikantin Sandra auf, die morgen früh um halb sechs über Moskau zurückfliegt nach Deutschland.

Mittwoch, 08.10.2008

Nachdem Horst die Schnarcher verlassen hat und in das Frauenzimmer umgezogen ist, war die Nacht nicht nur für mich ruhig. Während des Frühstücks referiert Paulina über das heutige Programm, das auch einen Besuch des Historischen Museums beinhaltet. Es wurde vor zwei Jahren fertig gestellt.

Auf dem Markt wird unsere Gruppe vom quirligen Handelsleben und ein paar Regentropfen empfangen. Vor der Markthalle erstreckt sich ein sauber angelegter Platz, gegenüber vor der Halle strahlt die Fassade eines Moschee-Ensembles.

Auf dem Markt selbst und in der Halle ist das Leben bunt und laut. Wir kaufen ein für das Picknick am See. Es macht mir Spaß mehrere Walnussorten zu probieren, um dann zweihundert Gramm zu erwerben. Ebenso ergeht es der Wurst, den Rosinen und Pistazien, die ich mitnehme. Einige unserer Frauen begutachten Kleiderstoffe.

Der Besuch des Historischen Museums erweist sich als effektiv und lohnend, bietet er doch in sehr anschaulicher Weise einen Überblick über die entscheidenden Epochen von Khujand. Eine Russisch sprechende Tadschikin erklärt ausführlich, ohne ausschweifend zu werden, die wesentlichen Fakten. Paulina übersetzt.

Nach Funden aus der Steinzeit (Mammutknochen) wird der Zeit Alexander des Großen ein breiter Abschnitt gewidmet. Im hellenistischen Saal erzählen großflächige Mosaikszenen von der griechischen Götterwelt und vom Leben Alexander des Großen.

Alexander verbrachte nur ein Jahr hier und verstarb wenig später an Malaria. Khujand war die letzte Stadt, die den Namen Alexandria erhielt.

Eine weitere Wandfläche ist der tadschikischen Kultur gewidmet, die sich im Mittelalter entwickelte. Dazwischen liegt ein fünfeinhalbtausend Jahre alter Grabfund mit dem Leichnam einer Frau. Dann gibt Paula Informationen zu Abu Ali ibn Sino, einem Gelehrten, der in Samarkand lebte, das eigentlich auch zu Tadschikistan gehört und der ein Observatorium errichten ließ. Auch vom Kampf Timur Maliks wird berichtet, der im Jahre 1219 gegen die Mongolen kämpfte. Die russische Periode Tadschikistans im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert wird dargestellt, die Sowjetzeit und schließlich die Jetztzeit, die Zeit der Unabhängigkeit

Ganz anders stellt sich die Welt des nächsten Zieles dieses Tages dar. Nach einer halben Stunde Fahrt ist der Kajrakkun-Stausee erreicht. Seine glasklare, grüne Wasserfläche reicht

bis zum Horizont. Die Ferienanlagen der Sowjetzeit, die meist von großen Kombinat für deren Belegschaft erbaut worden waren, sind erbärmlich heruntergekommen und rotten vor sich dahin. Eine hochmoderne, brandneue Ferienresidenz, liegt hermetisch abgeschottet dazwischen. Unser Bus stoppt bei einem Ferienhausensemble, das zu einem ganz kleinen Teil renoviert wurde und wieder genutzt wird. Einige der Ferienbungalows erhielten neue Fenster und Klimaanlage und werden vermietet. Jetzt, im Oktober stehen auch sie leer. Schnell findet sich ein überdachter Platz mit den landesüblichen Tischpodesten und mit Blick auf den See. Während die Picknickeinkäufe ausgebreitet werden, nehmen Brigitte, Horst und ich ein erfrischendes Bad in dem angenehm temperierten See. Am Ufer finden wir große braune Muschelschalen, die an der Innenseite mit Perlmutter beschichtet sind. Beim Picknick zeigt sich einmal mehr, dass die Gruppe zusammengewachsen ist zu einer fröhlichen Gemeinschaft. Nur Paulina kann die aufgetischten Köstlichkeiten nicht genießen. Sie wird von Montezumas Rache verfolgt. Josefs Obstler - die anderen bekommen nur Wodka - scheint ihr allerdings gut zu bekommen. Die uns umgebenden Relikte der Tourbasa (russisch für Ferienanlage) erhalten die Attribute „Sowjetcharme“ bzw. „Sowjetfeeling“. Ulrike sammelt Muschelschalen und verschenkt sie.

Auf der Weiterfahrt bitte ich den Busfahrer an einem Baumwollfeld zu stoppen, auf dem die Ernte in vollem Gange ist. Vor allem ganz junge Leute, offensichtlich Schülerinnen und Schüler wurden als Erntehelfer abkommandiert. Lachend präsentieren sie sich den Fotografen als begehrtes Motiv und kommentieren ausgelassen die Bilder, die ihnen auf der Digitalkamera gezeigt werden.

Fast eine weitere Stunde sind wir unterwegs, bis die einst ‚geschlossene Stadt‘ Taboschar vor uns auftaucht. Schon die Fahrt dorthin ist geprägt von Dürre u. Einsamkeit. Eine überdimensionale Inschrift an einem Berghang versucht die Tristesse zu überstrahlen: „Hoch lebe Tadschikistan“.

Der Name der vor siebzig Jahren, von deutschen Kriegsgefangenen erbauten Stadt Taboschar heißt übersetzt: „Um Gottes Willen.“ In der Stadt wurden Panzer und anderes militärisches Gerät hergestellt. Aber vor allem wurde hier das abgebaute Uranerz aufbereitet. Die alten, einstöckigen Häuser zeugen von deutscher Baukunst. Während wird auf den zweiten Bürgermeister warten erzählt Paulina einen Teil der Lebensgeschichte ihrer Großeltern. Der zweite Bürgermeister der Stadt, ein Russe, stellt das heutige Taboschar vor. Er erwähnt, dass das 1965 erbaute Gummiwerk nur noch sehr eingeschränkt arbeitet und dass Taboschar in den besten Zeiten 27 000 Einwohner hatte, davon vierzig Prozent Deutsche „Die schlechteste Zeit, das waren die Jahre 1997 bis 2000,“ fährt der Bürgermeister fort, „da lebten nur noch achttausend Menschen in der Stadt. Heute sind es immerhin 13 700.“

Wenn ich richtig informiert bin, sind von ihnen nur zehn Prozent wirklich berufstätig, einige von ihnen in den zwei noch existierenden Marmorwerken. Überraschend ist die Zusammensetzung der sechs Schulen, die es in der Stadt gibt: Eine russische, eine tadschikische und vier usbekische.

Nadja, eine junge deutschstämmige, hoch gewachsene und schlanke Frau, deren Großvater mit eintätowierter Nummer als deutscher Kriegsgefangener Uranerz abbaute, begleitet uns. Sie ist bei der Stadt in der Wohnungsverwaltung beschäftigt. Wir fahren an der gespenstischen Szene des alten Lagers vorbei. Die hohen Metallwachtürme sind noch gut zu erkennen. Da und dort stehen Wohnhäuser, in denen teilweise noch Menschen leben, umgeben von riesigen Abraumbergen. Welche ungeheuren Ausmaße der Uranabbau hatte wird deutlich bei dem Blick in den Krater der dabei entstanden war und der gut zur Hälfte mit Grundwasser angefüllt ist.

Ein letzter Rückblick in die traurige Wirklichkeit der russisch-deutschen Vergangenheit ist der Besuch des Friedhofs von Taboschar, der genau so verfallen ist wie das Lager und die Stadt selbst. Nach kurzer Suche stoßen wir auf deutsche Gräber und sind betroffen, wie schnell die Geschichte hinweggefegt über unser Leben. Auf der Rückfahrt nach Taboschar erzählt Margarete mir ihren beruflichen Werdegang, der als Übersetzerin begann und als Entwicklungshelferin in Tansania und vielen anderen Ländern der Erde seinen Höhepunkt fand. Währenddessen diskutieren die Bayern im Bus zum wiederholten Male über die bayerische Politik. Die Besichtigung der Hauptmoschee von Khujand bleibt im Versuch stecken. Erstens findet gerade das Achtzehnuhr-Gebet statt und zweitens ist es den Nichtmuslimen untersagt die Räume zu betreten. Die jungen Schulbegleiter, die ihren Gästen ihr Gotteshaus zeigen wollten, sind enttäuscht.

Umso fröhlicher sind sie beim Abschiedessen, diesmal mit Plov, dabei. Malika, meine Begleiterin, hat ihre kleine Schwester Lola mitgebracht und Annemarie Berger hat ihr tadschikisches Gewand angelegt.

Für Regine, Gerlinde, Josef, Horst und mich endet der Abend im elitären Teehaus. Der Ober bedauert, dass es kein Bier gibt. Offensichtlich sind seine Russischkenntnisse beschränkt und seine Begründung für das fehlende Bier wird unterschiedlich interpretiert. Als ich zahlen will und deutlich sage: „Quittanzia (Quittung)! Platit (bezahlen)“, scheint er nicht richtig zu verstehen und ich sage: „Ich glaube, der will uns alles noch einmal bringen.“ Regine meint: „Nein, der hat dich schon verstanden.“ Wir warten und nach einer viertel Stunde kommt Alles noch einmal. Es geht wieder zurück und ich kann endlich bezahlen.

Donnerstag, 09.10.2008

Dank Josefs und Horsts origineller Sitzweise an dem tadschikischen Tisch wird das Frühstück sehr fröhlich. Lars Schmidt, ein junger Ökonom und Wirtschaftspädagoge aus Leipzig, der im Auftrag der Bundesregierung ein Baumwollprojekt in der Nähe von Khujand begleitet, weist uns den Weg dorthin und beantwortet schon während der Fahrt die vielen Fragen. Zunächst macht er darauf aufmerksam, dass es in Tadschikistan noch überhaupt kein Umwelt- und Energiebewusstsein gibt. Die Nationalbank Tadschikistans verteilte mit einem undurchsichtigen System das Geld der Weltbank unter anderem an die Baumwollwirtschaft und die wird heute aufgefordert ihre Finanzen offen zu legen oder die gewährten Kredite zurückzubezahlen. Eines von vielen Problemen der tadschikischen Baumwollwirtschaft ist die Abhängigkeit des Landes von anderen Ländern, was die Düngemittel und technische Hilfsmittel betrifft. Vor allem Usbekistan, zu dem das Verhältnis sehr gespannt ist, dreht gelegentlich den Düngemittel- oder auch den Wasserhahn ab und fördert somit einen blühenden Schwarzmarkt. Dieses ganze System bricht derzeit zusammen und die Weltbank und deren Partner, versuchen durch eigene Projekte örtliche Kooperativen zu fördern und der Korruption entgegenzuwirken. Ein weiteres Problem sind die derzeitige Energiekrise und die extrem gestiegenen Kosten für die Mittel, die zur Behandlung der Baumwolle und für Bearbeitungsmaschinen erforderlich sind. Die Energiekrise führte dazu, dass vor allem im Winter der Strom, auch in den Städten, heruntergefahren oder ganz abgestellt wurde.

In Tadschikistan wurden nach der Ära der Sowjetunion die Anbauflächen privatisiert und in Form von Erbpacht an Kooperativen übergeben. Die Funktionäre der Sowjetkader sicherten sich die Sahnestücke. Zwar existiert in Tadschikistan das Gesetz, dass siebzig Prozent der landwirtschaftlichen Flächen für den Baumwollanbau verwendet werden. Aber diese Vorgaben werden nicht eingehalten. Erste Hoffnungsstrahlen sind Investoren von außen, die dafür sorgen, dass die Baumwolle bis zur Herstellung des Endproduktes im Lande bleibt. Als Beispiel nennt Lars ein modernes Werk, das im Land Jeans für Italien herstellt. Alternative zur Baumwolle wäre natürlich Weizen, da dieser mittlerweile importiert werden muss oder auch Ölkulturen (Raps, Sonnenblumen und anderes). Gute Baumwollergebnisse werden

mittlerweile erzielt durch den Einsatz von Samen aus der Türkei und Australien, die wesentlich ertragreicher sind als die heimischen Produkte.

Machud Otobekov, ein Agronom, ist federführend tätig in der Genossenschaft ‚Sugdagroserv AG‘ die sich aus 1035 Dekanen (Dekan = tadschikisch: Bauer) bzw. heute Aktionären zusammensetzt. Sie bewirtschaften 237 000 Hektar Fläche und beschäftigen etwa eintausendfünfhundert Feldarbeiter und dreitausend Pflückerinnen. Insgesamt leben gut zwanzigtausend Menschen von den Erlösen dieser Genossenschaft.

Machud erzählt und Paulina übersetzt: „Früher benutzten wir eigene Samen und erzielten eine Ausbeute von dreißig bis vierunddreißig Prozent, mit dem heutigen Saatgut vierzig bis zweiundvierzig Prozent. Ein Kilo Baumwolle kostet momentan etwa sechs Dollar auf dem Weltmarkt. Das neue Saatgut ist teurer als das alte, aber wir gleichen den Unterschied dadurch aus, dass wir durch die Verwendung neuer Präzisionsmaschinen weniger Samen verbrauchen. In der Sowjetzeit wurden die Pflanzen beschnitten, damit die Baumwollkapseln schneller wachsen. Heute ist das nicht mehr erforderlich, weil das Wachstum so programmiert ist, dass die Erntephase sehr kurz ist. Die Reifezeit dauert übrigens einhundertdreißig Tage. Wenn die Blätter anfangen von allein abzufallen, dann beginnt die Erntezeit.“ Schließlich erklärt der sympathische Machud, dass die Früchte ausgepresst und zu Baumwollöl verarbeitet werden, das bei der Zubereitung von Speisen verwendet wird. Die Reststräucher dienen als Brennholz. Das Brennholz und einen Teil des Öls erhalten die Feldarbeiter. Nach dem Vortrag von Machud gehen alle hinaus zu den Pflückerinnen und versuchen sich selbst einmal als Erntehelfer. Dabei erzählt Lars, dass eine Pflückerin pro Kilo fünf Cent bekommt und an einem Tag etwa einhundert Kilo sammelt. Dann werden die üblichen Bilder geschossen.

Zurück beim Baumwollhof, der samt Gelände aus Mitteln des Projektes, das Lars betreut, gekauft wurde, beantwortet der junge Ökonom unsere Fragen. Er sieht seine Aufgabe darin, die Genossenschaft zu beraten, kleine Verarbeitungsprojekte zu fördern und beim Ernteverkauf zu helfen. Diesem Zweck dient eine Halle, die von Grund auf renoviert wird. Nebenan gibt es einen Trainingsraum, in dem die Aktionäre, vor allem in den Wintermonaten über Möglichkeiten zur Verbesserung des Anbaus, der Ernte und finanzielle Zusammenhänge informiert werden. „Meine Strategie ist es“, sagt Lars, „dass die Leute langfristig von der Baumwolle loskommen und lernen, was die Energiegewinnung angeht, Alternativen zu entwickeln. Zwei Windräder für die eigene Stromgewinnung haben wir schon in Auftrag gegeben.“ Außerdem erwähnt Lars, dass er die ‚Dekane‘ derzeit mit den Möglichkeiten des Anbaus von Biobaumwolle vertraut macht. Leider bleibt keine Zeit mehr, der Einladung von Machud zu folgen und dessen Haus zu besichtigen. Wenn wir wieder kommen, verspricht er, können wir alle bei ihm übernachten, „nicht auf dem Boden, sondern in richtigen Betten.“

Die schönen, lehrreichen und beeindruckenden Tage in Khujand werden mit einem einfachen Mittagessen im Gästehaus beendet. Nach einer Mittagspause fährt Paulina mit ihren Schützlingen zum Flughafen von Khujand. Die altgediente Antonov, eine Propellermaschine von Tajik Air dröhnt und vibriert, als die beiden Motoren gestartet werden. Ich sitze so, dass ich einen Propeller und das Fahrwerk im Auge habe. Anfangs ist es schwül-heiß in dem russischen Flugzeug, das knapp fünfzig Passagiere befördern kann. Paulina hat nicht zu viel versprochen. Der Flug ist wahrhaft spektakulär, nicht nur was die Ausblicke angeht. Wir überfliegen das zu großen Teilen schneebedeckte Tianshangebirge und einmal ist eine steile Pass-Straße auszumachen. Nach einer guten halben Flugstunde tauchen bereits die braunen Lehmberge und – ebenfalls in Brauntönen – die Felder von Duschanbe auf, der Hauptstadt von Tadschikistan.

Die Gepäckausgabe ist sehr einfach. Jeder Passagier hebt seinen Koffer vom Gepäckwagen und verlässt den Flughafen. Zwei ‚Gazellen‘, so heißen hier die Minibusse, bringen die Gruppe zu den Quartieren in der Stadtmitte. Friedrich, Horst, Gerlinde, Josef, Regine und ich residieren in der großen Gästewohnung des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED), die recht komfortabel ausgestattet ist und über zwei Doppel- und zwei Einzelzimmer, sowie Küche und zwei Bäder verfügt. Zwei Bushaltestellen weiter sind die vier Frauen, Lieselotte, Renate, Ulrike und Barbara in einer Dreizimmerwohnung untergebracht. Brigitte, Margarete und Gunter bevölkern die dritte Wohnung. Paulina hat alles bestens organisiert und weist die Gäste ein.

Das Abendessen findet in einem palastartigen Restaurant, direkt an der Hauptstraße statt. Die meisten Gerichte, die bestellt werden, gibt es nicht, die Pommes sind kalt und gehen zurück. Die gute Stimmung kann das nicht beeinträchtigen. Der Wodka kreist. Wir müssen lange warten. Nach zwei Stunden tauchen noch die Schaschlikspieße für Margarete und Friedrich auf, mit deren Kommen niemand mehr gerechnet hatte. Auf dem Heimweg zeigt Paulina uns das Café, in dem wir frühstücken können und gegenüber das ‚Deutsche Haus‘, in dem morgen ein Informationsnachmittag zu Tadschikistan stattfinden wird.

Freitag, 10.10.2008

Früh am Morgen suche und finde ich einen kleinen Laden für die Frühstückseinkäufe. Regine, Friedrich und ich frühstücken in der Wohnung, die anderen im Café.

Um zehn Uhr beginnt Paulina Moor mit ihrem Vortrag im Deutschen Haus und stellt Sonja Bill vor, die ebenfalls für den DED arbeitet. Anhand anschaulichen Bildmaterials stellt Paulina ihre Arbeit vor. Sie machte in Reutlingen ihr Abitur und studierte in München Volkswirtschaft. In ihrem Vortrag sagt sie: „Tadschikistan ist ein Transformationsland, mit bunten Kleidern, sehr viel Wasser, absolut schlechter Stromversorgung und der schlechtesten Infrastruktur.“ Zwischendurch stelle ich ganz kurz meine Aussiedlerarbeit vor. Dann fährt Paulina fort und sagt, dass sie sehr aufgeregt ist, weil sie möglichst viel über ‚ihr‘ Land Tadschikistan mitteilen möchte.

Die Tadschiken sind ein persisches Volk, umgeben von Turkvölkern, anderen persischen Völkern und China. Bis 1924 gab es hier keinen Nationalstaat, nur ein Konglomerat von Khanaten. Der Konflikt, der auch heute noch mit Usbekistan existiert, entstand dadurch, dass bereits während der russischen Ära die Khanate Buchara und Samarkand Usbekistan zugeschlagen wurden. Ein weiteres Problem für die Tadschiken ist die permanente Umsiedelung, die der regionalen Bindung der Tadschiken entgegensteht. 1991 wurde das unabhängige Tadschikistan gegründet. Über die weitere Entwicklung habe ich bereits im Vorspann zu diesem Tagebuch geschrieben. Paulina geht besonders ein auf die verschiedenen Bürgerkriege in den postsowjetischen zentralasiatischen Teilrepubliken. Dann erwähnt sie explizit die Energiekrise, die im letzten Winter dazu führte, dass es keinen Strom gab und die Menschen bitterlich frieren mussten. Holger Weiße, ein weiterer Koordinator des DED, meint auf eine Frage zur Situation des Kommunismus, dass die ganze Regierung noch postkommunistisch orientiert ist. Gunter wirft ein, dass er die Menschen, die uns begegneten, so gar nicht kommunistisch empfand und weist dabei auf ihre offensichtlich islamische Prägung hin. Friedrich fragt nach der Präsenz der Amerikaner und erfährt, dass sie die hiesigen Grenztruppen ausbilden und dass es ihnen schwer fällt sich ökonomisch einzubringen und dass die Russen und Chinesen sehr präsent sind. Holger Weiße sieht in der tadschikischen Politik keine klare Linie, nur einen recht deutlichen Opportunismus.

Einzig deutliche Änderung ist, dass Russland wieder stärker Einfluss nimmt und militärische Stützpunkte errichtet und dafür dem armen Land die Schulden erlässt. Die EU stellt ziemlich unrealistisch sehr hohe Ansprüche an die Demokratie und Einhaltung der Menschenrechte.

Dagegen steht der totale Anspruch des tadschikischen Präsidenten auf die Beherrschung des Staates.

Margarete fragt nach der sozialen Lage, nach der Alphabetisierungsrate und nach der Stellung der Frau. Paulina antwortet: „Die Alphabetisierung liegt bei zweiundneunzig Prozent. Die traditionellen Werte haben seit der Wende extrem zugelegt. In manchen Familien darf die Frau nicht mehr alleine auf die Straße gehen. Kriminalität spielt, wenn man vom Drogenhandel absieht, keine Rolle. Zum Problem wird zunehmend, dass immer mehr Ehen nur innerhalb des großen Familienverbandes geschlossen werden.“

Nach einer Pause meint Holger Weiße, der seit vier Jahren im Land ist: „Tadschikistan ist ein sehr reiches Land, man muss den Reichtum nur entdecken.“ Momentan werden immer wieder schwere Fälle von Korruption entdeckt, die vor allem auch den Präsidenten und seine Familie betreffen, die jährlich etwa hundert Millionen Euro abschöpft. Größte Wirtschaftsfaktoren des Landes sind die Rücküberweisungen der Arbeitsmigranten, die jährlich bei zwei Milliarden Euro liegen. Die Baumwollwirtschaft ist staatlich gelenkt und ist ebenso wie die Gewinnung von Aluminium eine der weiteren Einnahmequellen des Landes.

Weiter führt Herr Weiße aus, dass der Gesetzgeber die Menschen ständig auf Trab hält, weil Gesetze laufend geändert aber nicht kommuniziert werden. Die GTZ (Gesellschaft für technische Zusammenarbeit) hat deswegen in ihrem Bereich versucht, die ständigen Gesetzesänderungen zu erfassen und zu dokumentieren. Vor allem Unternehmer, die innovativ wirken wollen, werden stark behindert und sind durch die ständigen Energieengpässe nicht in der Lage produktiv zu arbeiten. Tadschikistan ist zudem auch geografisch sehr abgeschieden. Die Infrastruktur muss erst aufgebaut werden. Es gibt keinen Binnenmarkt. Alle Grenzen sind in jeder Hinsicht sehr dicht. Außerdem hat Tadschikistan ein sehr schlechtes Image in der Welt. Offiziell verdienen siebenhunderttausend Menschen, inoffiziell doppelt so viele ihr Geld im Ausland.

Hinsichtlich der Energiegewinnung berichtet Herr Weiße über die Installierung eines neuen Kohlekraftwerks. Durch die intensiv ausgebauten Wasserkraftwerke wird es zu einer ökologischen Katastrophe kommen. Weiter meint er: „Viele internationale Hilfsorganisationen engagieren sich und üben starken Druck auf die Regierung aus. Das macht Hoffnung, dass sich die Lage liberalisiert.“

Sonja Bill stellt den DED vor. Er wurde 1963 gegründet und ist in über vierzig Ländern tätig. In erster Linie entsendet der DED Fachkräfte, vor allem Lehrer, in die Entwicklungsländer. Die Aufgabe von Sonja Bill ist es, die Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit zu koordinieren und Initiativen zu begleiten. In Asien sind die Schwerpunkte des DED: Armutsbekämpfung, Förderung der Demokratie, Unterstützung sozialer Projekte, Förderung der Agrarwirtschaft und anderer Unternehmen, Erwachsenenbildung, Maßnahmen zur Gesundheit usw. Derzeit sind vierzehn Entwicklungshelfer in Tadschikistan tätig, deren Einsatzbereiche von Sonja Bill vorgestellt werden.

Die meisten Projekte entstehen durch Anfragen von nichtstaatlichen Hilfsorganisationen. Weltweit sind auch noch 7500 Senior Experten ehrenamtlich tätig und leisten weltweit Hilfe zur Selbsthilfe. (SES Senior Experten Service). Die Vernetzung aller deutschen Hilfsprojekte wird im deutschen Haus koordiniert. Nach einer zweiten Pause erzählt Paula, dass sie in einem Projekt mitarbeitet, das einerseits versucht kleine und mittelständische Unternehmen zu fördern andererseits bemüht ist, Grund und Boden in einer bestimmten Provinz (Pamir) besser zu nutzen und zu verhindern, dass die landwirtschaftlichen Flächen zur Wüste werden.

Umgesetzt wird das Projekt durch Beratung, Standardisierung der Produkte, Ausbildung von Handwerkern, Mikrofinanzierung, Erfahrungsaustausch und Vernetzung. Am Beispiel einer Pumpe, die ohne Strom arbeitet verdeutlicht Paulina Sinn und Ziel des Projektes. Andere Beispiele sind die Wärmedämmung von Häusern, deren Kosten durch die Ersparnisse finanziert werden und solare Wärmeerhitzer. Begeistert zeigt sich Paula von der großen Akzeptanz bei den Pamiri hinsichtlich ihrer Projekte, bedauert aber, dass sie so gar nicht hinterfragt werden. Vorher engagierte sie sich bei Projekten zur besseren Milchverarbeitung und Herstellung von Filzprodukten die nach dem Vortrag zum Verkauf angeboten werden. "Langsam begreifen einige Pamiri, dass sie nur überleben können, wenn sie selbst zupacken und nachhaltig arbeiten," so schließt Paulina ihren Vortrag.

In einem Café, gegenüber vom Deutschen Haus, gibt es zum Mittagessen Pelmeni, kleine Teigtaschen mit Hackfleisch, die mit Käse überbacken sind und in einer Brühe schwimmen. Am Nachmittag, nach einer kurzen Mittagspause in den Wohnungen, teilt sich die Gruppe auf. Paulina begleitet und berät die Frauen beim Stoffkauf für ein traditionelles tadschikisches Gewand. Leider treffen sie die Schneiderin, die gleich Maß nehmen sollte, nicht an. Die zweite Gruppe, die einen Stadtrundgang macht, wird von Kamol geleitet, einem jungen Lehrer, der an der Universität Deutschunterricht erteilt. Diese Gruppe besteht zwangsläufig aus den Männern Josef, der wegen Knieproblemen nicht mitgehen kann, wird von Gerlinde vertreten. Zunächst besichtigen wir eine private Gemäldegalerie und erleben, wie die tadschikischen Künstler ihr Land sehen.

Der alte Palast des Präsidenten darf nicht fotografiert werden. Kamol bestätigt das. Horst war von einem Polizisten zurückgepiffen und ermahnt worden, als er sein Teleobjektiv auf das Gebäude richtete. Unser tadschikischer Begleiter bestätigt dieses Verbot. Vorbei am Majakowski-Theater geht es weiter zum Rudaki-Park, der dem in Tadschikistan berühmten Schriftsteller gewidmet ist. Am Ende des Parks erhebt sich der gerade fertig gestellte Nationalpalast, in dem der Präsident seine ausländischen Gäste empfängt.

Gleich neben dem Rudaki-Park posiert der neue Nationalheld Somoni vor einem großen Torbogen, auf den eine stilisierte Krone gesetzt wurde. Auf der anderen Seite der Straße steht, wie fast alle übrigen repräsentativen Gebäude im neoklassizistischen Stil erbaut, das Rathaus von Duschanbe, flankiert von einer sowjetischen Siegestsäule.

Gerlinde und Friedrich erleben auf dem Postamt eine Schmunzelgeschichte. Unter den vielen Beamten und Beamtinnen findet Friedrich eine Dame, die ihm eine Briefmarke für seine Postkarte verkauft. Daraufhin entschließt sich Gerlinde auch zum Kauf von zwei Briefmarken. Es wird ihr jedoch mitgeteilt, dass sie die Marken nur kaufen kann, wenn sie auch die Karten dafür hat. Also erwirbt sie zwei Ansichtskarten. Beim Kauf der Marken will sie mit einem Zwanzig-Somoni-Schein bezahlen, umgerechnet vier Euro. Die Beamtin ist jedoch nicht imstande zu wechseln und Friedrich muss mit Kleingeld aushelfen.

Unterwegs bei der Staatsbibliothek, wird Kamol von zwei belgischen Studenten angesprochen, die von einem einheimischen jungen Mann begleitet werden. Sie wollen wissen, wie sie nach Khorog im Pamirgebiet kommen können, wo ja Paulina lebt. Kamol schildert die gefährliche Autoroute mit Passstraßen, die auf über viertausend Meter hochführen und die Flugstrecke, die als gefährlichste weltweit gibt.

Neben der Staatsbibliothek, ebenfalls neu restauriert, steht das Kultusministerium, gegenüber davon die Akademie der Wissenschaften und die Nationalbank. Die beiden Letztgenannten werden keines Fotos gewürdigt, zu sehr gleichen sie dem Stil der anderen Bauten

Auch das Theater und gleichzeitig Opernhaus reiht sich stilmäßig in die Vorzeigebauwerke ein

Es wird gerade renoviert und wir entdecken unter den Handwerkern einen Chinesen, der gerade eine Farbprobe für einen neuen Anstrich aufträgt.

Der Bummel über den belebten Markt und vorbei an der überfüllten Markthalle führt zurück in die Wirklichkeit des Alltags. Junge Burschen, aber auch ausgemergelte alte Männer stehen neben ihren leeren Blechkarren und warten darauf, dass sie einem Käufer die eingekauften Waren zum Auto bringen können. Wasser- und Honigmelonen hat man zu riesigen Bergen aufgetürmt.

In einer überdachten Halle folgen wir merkwürdigen Klackgeräuschen und treffen auf Marktfrauen, die zum Teil ohne hinzuschauen, in atemberaubender Geschwindigkeit Mohrrüben salatfertig zerhacken. Ein wenig erfreulicher Anblick ist ein Kaufhaus, das in den frühen Morgenstunden ausbrannte. Die Luft ist von beißendem Rauch erfüllt, die Schuljungs in ihren schwarzen Anzügen wühlen in den verkohlten Resten herum.

Zum Abendessen gibt es Fisch in einem Gartenlokal hoch über der Stadt. Wir müssen wieder lange warten, aber die Stimmung passt.

Samstag, 11.10.2008

Früh am Morgen wird Regine von der unermüdlichen Paulina abgeholt. Sie wollen noch einmal einen Versuch wagen und zu der Schneiderin fahren. Der Himmel ist wolkenverhangen und es nieselt. Meine kleine Hilfsbereitschaft von gestern wird belohnt. Ein Bäckerjunge, der dreißig frische Fladenbrote in einen Laden bringen wollte stolperte und verlor zwei Brote. Ich lief zu ihm, hob die Brote auf und legte sie auf den Stapel zurück. Heute, als ich in der verliesartigen Bäckerei einen Fladen kaufen will, erkennt mich der Junge wieder und bedient mich zuvorkommend. Ich frage, ob ich fotografieren darf und der Junge bittet mich hinein. Er und seine zwei Brüder stellen sich bereitwillig in Pose, die junge Frau, die den Teig knetet tritt bescheiden zurück. Tausend Fladen produzieren sie pro Tag und sie zeigen mir, dass sie hier, in diesem Raum, auch übernachten. Ein Fladen kostet einen Somoni. Und wie köstlich schmeckt dieser frische Fladen! Friedrich und ich vertilgen ihn zum Frühstück ganz und gar.

Regine kehrt erfolgreich von der Schneiderin zurück. Zu unserem Ausflug kann sie leider nicht mitkommen. Heute ist sie ein Opfer von Montezumas Rache.

Am üblichen Treff-Treffpunkt, dem alten Präsidentenpalast wartet der Bus für den Ausflug zur Hissar-Festung, etwa dreißig Kilometer entfernt. Es ist sehr diesig. In der kleinen Vorstadt, die ein Zentrum ist für den Handel mit Holz aus Russland, herrscht heute, am Samstag, reges Treiben.

Direkt neben der Festung steht das unverzichtbare Kriegerdenkmal, bei dem zeitgleich mit uns die ersten Brautpaare in kitschübersäten Limousinen eintreffen. Männer- oder Frauentanzgruppen drehen sich zur Musik der Flöten und Trommeln. Die verschleierte Braut tippelt, begleitet vom Bräutigam und einer Freundin oder Verwandten, die Stufen hinauf und verneigt sich immer wieder sehr ehrerbietig.

Hoch oben, neben dem einzig erhaltenen Festungstor aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit Blick auf eine der Medresen von Hissar, zählt Paulina ein paar historische Fakten und Daten auf. Drei einheimische Jungs sorgen mit ihren Sprungkünsten für Abwechslung. Schon vor dreitausend Jahren war dieser Ort besiedelt. Die Blütezeit von Hissar waren das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert. Im Jahre 1870 fiel Hissar an das Khanat des Emirs von Buchara.

1885 kam es zu einem Aufstand der Bauern. Deren Anführer wurde hier in den Kerker geworfen und später hingerichtet.

Zwischendurch kommen wir auf die derzeitige Situation zu sprechen und Paulina erwähnt, dass Tadschikistan in religiöser Hinsicht vom Iran und von Afghanistan unterstützt wird und dass wohl überwiegend regionale Machtkämpfe zu dem blutigen Bürgerkrieg der neunziger Jahre führten.

Dann erzählt unsere Reiseführerin, dass sie während eines Fluges Sahir kennen lernte, einen Mann aus Hissar. Der Steward des Flugzeugs fand einen herrenlosen Regenschirm und fragte, wem der Schirm gehöre. Keiner meldete sich und Paulina sagte: „Wenn er niemandem gehört, dann nehme ich ihn.“ Sahir fand das so unerhört, dass er es wagte Paulina anzusprechen und sie nach dem Gespräch einzuladen ihn in Hissar zu besuchen. Als Paulina dann mit einer Freundin in Hissar war fragte sie einen Jungen: „Kennst du Sahir, den mit den dicken Augenbrauen?“ Der Junge nickte, und wenig später war Sahir mit dem Auto da, lud die Frauen zu sich ein und stellte seine Familie vor.

Vor der Medrese, in der ein Museum untergebracht ist, das wir besuchen, sitzt ein alter weißbärtiger Mann, der sehr gelassen und freundlich zustimmt, als ich ihm meinen Fotografiewunsch vortrage. Er strahlt sehr viel Ruhe und Weisheit aus. Eine junge Tadschikin erläutert anhand einer Wandkarte die unterschiedlichen Gebäude, die im fünfzehnten Jahrhundert im Festungsbereich untergebracht waren. Sie formt klare, kurze Sätze in russischer Sprache, macht deutliche Pausen und Paulina kann locker und frei übersetzen. Dann führt sie uns durch die zellenartigen Räume des Untergeschosses, in denen jeweils drei Schüler untergebracht waren. Im ersten Zimmer stehen zwei als Brautpaar aus dem neunzehnten Jahrhundert verkleidete Puppen. Die Führerin erwähnt noch, dass Hissar an der alten Seidenstraße lag und dass die erste Moschee aus Stein hier schon im achten Jahrhundert erbaut wurde. Im nächsten Raum stehen alte Musikinstrumente neben einer über hundert Jahre alten Eingangstür, die zur Moschee der Medrese führte. Besonders bewundert wird eine große, kreisrunde und schon verzierte Holzschachtel, die zur Aufbewahrung von Reiseutensilien oder Fladenbrot diente. Ins Auge fallen auch Damenschuhe aus Ungarn, die ihren Weg nach Hissar durch die Lage an der Seidenstraße fanden und recht teuer waren.

Äußerst dekorativ sind natürlich die schön gearbeiteten Kleider und auf Schautafeln werden die bunten und ausgesprochen unterschiedlichen Trachten dargestellt. Stolz weist Paulina darauf hin, dass die Pamiri halt die schönste Tracht haben. Pfannen, Schalen, Tablett, Krüge und Kannen gehören zum weiteren Inventar des Museums, sowie Dolche, ein Kettenhemd, Kugeln aus Stein und ein Tonsarg aus dem ersten bis dritten Jahrhundert, wie ihn wohl auch die Feueranbeter verwendeten.

Draußen beim Bus empfangen uns weitere Hochzeitsautos, deren Kette nicht abreißt. Die deutschen Besucher stehen staunend und können sich der fremden Musik und dem fröhlichen Gewimmel nicht entziehen. Es sind viele, unterschiedliche Eindrücke, die wir irgendwie festhalten und mitnehmen möchten und für die wir dankbar sind, weil sie unser Leben so reich machen. Ein Reichtum, der mit nichts aufzuwiegen ist. Eine recht resolute Brautmutter gibt zwei verdutzten Jüngeren ihre Anweisungen. Das gehört auch dazu. Dann wird wieder getanzt.

Auf der Rückfahrt nach Duschanbe passieren wir erneut die zahlreichen Holzhandlungen und Möbelschreinereien. Ein sehr einfaches Mittagessen, professionell serviert von einem

indischen Medizinstudenten aus Kaschmir im Restaurant ‚Eurasia‘ schräg gegenüber von unserer Wohnung kommt gut an. Es gibt eine kräftige Tomatensuppe mit viel geriebenen Käse, Knoblauch und geröstetem Brot, danach ein Gemüseragout.

Nach einer halben Stunde Mittagspause treffen sich die Wandervögel zu einem Ausflug in die nah gelegene Bergwelt

Auf der, von chinesischen Gefangenen neu erbauten Straße dorthin, prangt alle drei Kilometer ein neues Plakat, ein Großfoto des tadschikischen Präsidenten, das ihn zusammen mit jeweils einem Präsidenten der Nachbarstaaten zeigt: „China, Kirgistan, Kasachstan, Russland und Usbekistan. Auf allen Bildern überragt der hiesige Präsident seine Partner deutlich. Immer enger wird das Tal, durch das sich die Straße schlängelt. Die Berghänge sind zum Teil kahl, da und dort aber auch dicht bewaldet. Ein Gebirgsfluss mit kräftiger Strömung führt viel Wasser mit sich. Zahlreiche Brücken oder Stege überspannen den Fluss. Ab und zu sieht man neu erbaute Sommerhäuser.

Bei einem der Bergdörfer steigen wir aus, freundlich begrüßt von den zahlreichen Kindern, die uns begleiten auf dem Weg hinauf, begrenzt zunächst von Mauern, Häusern und kleineren landwirtschaftlichen Anwesen. Horst lässt sich von mir zu einem Foto auf einer Hängebrücke überreden und wundert sich nicht, dass ich ihn hin und her dirigiere. Die Zuschauer lachen schon. Als er aufgefordert wird, sich einmal umzudrehen, ist es schon zu spät. Hinter ihm im Bild steht ein Esel.

Barbara, die Frau mit dem Herzen für Kinder, holt aus den Tiefen ihres Rucksacks eine Mini-Haribo-Tüte nach der anderen, die sie an die Kinder verteilt. Die Kinder sind sehr freundlich und

fragen nicht nach Geschenken. Ein älteres Mädchen lehnt die Süßigkeiten sehr höflich ab.

Eine Frau bedeutet uns zu warten, läuft in den Innenhof, ihres Hauses und kehrt mit frischen Kakis zurück, die sie verteilt und die köstlich schmecken. Am Ende des Dorfes entstehen unmittelbar am Gebirgsbach zwei neue, recht luxuriöse Häuser, eines davon mit einem Swimmingpool.

Dort, an der ersten von sieben Brücken lasse ich mich auf einen Felsen nieder, um mit der Niederschrift der heutigen Ereignisse zu beginnen.

Auch Josef und Gerlinde bleiben hier, die anderen wandern weiter und kehren nach einer guten Stunde begeistert zurück. Paulina fragt mich nach der Moral in der Truppe und ich kann ihr nur sagen; dass alle sehr zufrieden sind mit dem Programm, äußerst angetan von ihrer kompetenten Führung und ihrem unermüdlichen Einsatz und dass die Teilnehmer auch untereinander recht gut miteinander auskommen. Auf der Rückfahrt, kurz vor Duschanbe, zeigt Paulina uns den See, in dem sie schwimmen lernte. Denn hier verbrachte sie in ihrer Kindheit oft die Ferien bei den Großeltern, die in der nahe gelegenen Zementfabrik arbeiteten. In Duschanbe besorge ich Knäckebrot für die kranke Regine und Proviant für den morgigen Tag, an dem wir schon um vier Uhr früh starten werden. Da die im Bau befindliche Straße an einer bestimmten Stelle um acht Uhr früh geschlossen wird, ist es dringend nötig so zeitig aufzustehen. Da deswegen auf das große gemeinsame Abendessen verzichtet wird, kehre ich zusammen mit Gerlinde, Josef, Friedrich und Horst noch einmal ein im ‚Eurasia‘. Wieder sind wir hoch zufrieden mit der guten, schnellen Küche und dem professionellen Service des jungen indischen Kellners, der auf unsere Bitte hin mit den beiden Spaghettitellern zurückkehrt

in die Küche und sie überstreuen lässt mit Käse.

Ein sehr erfüllter Tag geht zu Ende

Sonntag, 12.10.2008

Der neue Tag beginnt um drei Uhr früh mit dem Aufstehen, denn bereits um vier Uhr werden die beiden Uas-Busse, robuste russische Allradfahrzeuge, für die Fahrt nach Penjikent beladen. Auch die Straße, die dorthin führt, wird von den Chinesen ausgebaut und wegen der vermuteten Straßensperren müssen wir so früh los. Der Fahrer des Busses, in dem ich mitfahre, heißt Murod. Der andere Uas hat einen Fahrer und Beifahrer. Wir haben reichlich Platz und ich kann mir während der ersten zwei Stunden einen Liegeplatz leisten.

Die ersten achtzig Kilometer kommen wir auf der neu ausgebauten Straße zügig voran, dann wird sie zusehends schlechter. Dafür ist die uns umgebende Bergwelt umso beeindruckender. Die Sonne geht auf und im Hintergrund tauchen die ersten schneebedeckten Gipfel auf. Kein Haus ist weit und breit zu sehen. Dann entdecke ich doch in einem unzugänglichen Tal eine Ansammlung von Häusern. Die Helden im Bus sind teilweise noch recht müde.

Josef macht seine erste Brotzeit. Horst und Friedrich und ich versuchen ein paar Fotos zu schießen.

Immer näher rücken die Schneegipfel und immer höher schraubt sich die Straße hinauf zur Ansob-Passhöhe. Die beiden Busse leisten wirklich ganz Erstaunliches. Oft fahren sie keinen halben Meter in bedrohlicher Schräglage vom Abgrund entfernt. Schon nach drei Stunden atemberaubender Fahrt ist der Ansob-Pass in sage und schreibe 3200 Metern über dem Meeresspiegel erreicht.

Die Temperatur hier oben ist deutlich unter Null. Ein paar windschiefe Häuser und eine meteorologische Station markieren den Ort.

Nach kurzer Fotopause und einem Toilettenbesuch im Freien für die ganz Abgehärteten geht es, nicht weniger spektakulär als beim Aufstieg, wieder bergab. Trotz der offensichtlichen Gefährlichkeit der Straße fühlen wir uns bei Murod und seinem Kollegen sehr sicher und gut aufgehoben. Außerdem werden die Gedanken an die Gefahren durch die faszinierenden Aussichten abgelenkt. Uns allen ist sehr bewusst, dass wir einen weiteren, nicht unbedingt eingeplanten Höhepunkt unserer Reise erleben. Auch Paulina ist ganz glücklich, dass alles so gut klappt.

Sie hat unsere Reise wirklich großartig organisiert und lässt sich gerne mit mir ablichten.

Die Vielzahl und Einzigartigkeit der Bilder, die an uns vorbei gleiten, lässt sich nur schwer mit Worten, aber ebenso schwer mit einem bloßen Drücken des Digitalkameraauslösers erfassen.

Da ist die große Schaf- und Ziegenherde, die die Autos zwingt anzuhalten, die aber auch bereitwillig ausweicht. Da ist die türkise Farbe des Gebirgsbaches, der schnell anschwillt zum Fluss, kleine grüne Baumgruppen, die Farbe im Bild bringen oder Kühe, die alleine ihren Weg finden. Und das ist eben immer wieder der Formenreichtum der Berge und Felsmassive. Ein Esel trägt die Kleider und den Proviant eines Hirten, der mit seiner Herde zurückkehrt von den kärglichen Weidegründen. Hier muss mein Reisetagebuch einfach zum Bilderbuch werden.

Langsam werden die Felder flacher, größer und grüner, aber werden noch einmal werden sie unterbrochen von einer staubig-braunen und vegetationslosen Berglandschaft. Fast nicht als solche auszumachen sind die geduckten, flachen Steinhäuser, die sich überhaupt nicht vom Grau der sie umgebenden Steinwüste unterscheiden. Plötzlich, völlig übergangslos, verändert sich dieser Farbton in ein rötliches Braun.

Ein ganz anderer Eindruck ist die Begegnung mit dem chinesischen Bauarbeitertrupp, die an der Schluchtseite hoch über dem Abgrund eine Mauerkante aus Beton errichten, mit schwerem Gerät die Straße planieren, Sprengungen vorbereiten und mit großen Lastwagen Schotter zur Baustelle transportieren. Mit Handzeichen weist ein kleiner Chinese auf eine Straßensperrung hin.

Horst schenkt ihm eine Zigarette. Eine Verständigung ist nicht möglich.

Wir nehmen ein tadschikisches Ehepaar im Bus mit. Sie sind unterwegs ins Krankenhaus von Aini, zur erkrankten Schwester der Ehefrau. Der Mann erzählt mir, dass der Linienbus dorthin nur montags und freitags verkehrt.

Die erste und einzige längere Rastpause wird in dem kleinen Städtchen Aini eingelegt.

Die Bedienung beschwert sich nicht, als wir in der urigen Wirtschaft unsere mitgebrachten Proviantpakete auspacken. Deren Inhalt wird seitens der Küche des Lokals ergänzt durch Spiegeleier und einen heißen Tschai. Fließendes Wasser gibt es in der Toilette nicht. Dafür stehen zum Händewaschen zwei Wasserkannen vor dem Gasthaus. Gleich daneben, vor der grandiosen Bergwelt hat sich ein einheimischer Künstler mit Kitschkunst in Form von verschiedenen Tieren verewigt.

Mittlerweile sind wir fast zehn Stunden unterwegs und das weite, fruchtbare Tal vor Penjikent breitet sich vor uns aus. Obstplantagen säumen den Weg, gerade werden die Äpfel geerntet und riesige gelbe und lilarote Apfelberge werden zwischen den Bäumen aufgeschichtet. Am Straßenrand stehen oder hocken Männer in langen schwarzen Mänteln. Dann wird das satte Grün doch noch einmal unterbrochen, von wüstenbrauner Erde. Von einem Aussichtspunkt aus geht der Blick hinunter auf den Fluss, der hier ein regelrechtes Wasserdelta gebildet hat.

Am Nachmittag trifft die Gruppe müde und erschöpft in der Stadt Pendjikent ein, in der etwa vierzigtausend Menschen leben. Valeria nimmt uns in Empfang. Die junge Russin, die in Duschambe geboren wurde, dort Wirtschaft studierte, und in Deutschland, in Eberswalde, ein Aufbaustudium für Tourismus draufsetzte, arbeitete wie Paulina beim DED, dem Deutschen Entwicklungsdienst. Ihre Aufgabe ist es, die Entwicklung des Tourismus in Tadschikistan fachlich zu begleiten. Sie hat unser Programm für die Tage im Seraphshangebiet vorbereitet. Nach dem verspäteten Mittagessen und einer langen Ruhepause fährt Valeria am frühen Abend mit uns zu den Ausgrabungsstätten von Pendjikent. Nur Gunter kann nicht mitkommen. Nach Regine ist er das nächste Opfer von Montezuma. Ein örtlicher Führer, der gut Englisch spricht, und sich ‚Henry‘ nennt, erklärt die vielschichtige historische Bedeutung dieses Ortes. Die Ruinenstadt am Rande des Seraphshangebirges wurde 1933 entdeckt. Dokumente in sogdischer Sprache, die zufällig gefunden wurden, wiesen den Weg. Wir spazieren durch das aufgewühlte Gelände und erkennen wenig, zu verwittert sind die Überreste der in Lehmziegel-Bauweise errichteten Gebäude. Sowjetische Archäologen legten das zwanzig Hektar umfassende Gelände frei. Den im Reiseführer gemachten Vergleich mit Pompeji finde ich etwas übertrieben. Henry erläutert anhand einer Schautafel die vier Bezirke des Areals. Die zahlreichen Gegenstände, die hier gefunden wurden, stammen aus dem Iran, Indien und westlichen Kulturen. Besonderen Einfluss hatten wohl auch die Zoroastrier, der Buddhismus und die Manichäer. Der Ort existierte bereits im vierten Jahrhundert und scheint

ein unabhängiges, kleines Fürstentum gewesen zu sein, dessen letzter Fürst von den Arabern gekreuzigt wurde. Die Zitadelle des Herrschers und die Stadt selbst, sowie eine Vorstadt und eine Nekropole bilden die zuvor erwähnten vier Bezirke der Anlage. Die besondere Bedeutung von Pendjikent liegt sicher darin, dass sich hier ein eigenständiger Mischkult verschiedener Religionen entwickelte. Nach dem Rundgang führt Henry uns noch durch das Museum und erläutert einige der ausgestellten Funde.

Ein gemeinsames Abendessen in unserem einfachen Gästehaus beschließt einen weiteren, sehr intensiven Tag. Alle äußern sich recht angetan über die tolle Fahrt und die Vielfalt der Bilder.

Montag, 13.10.2008

Der Regen prasselt auf das Blechdach des überdachten Vorbaus des Gästehauses, unter dem das Frühstück eingenommen wird. Es gibt Reisbrei, Fladenbrot, Käse und Aprikosen-Marmelade. „Der Herbst beginnt,“ sagt unser Fahrer Murod, „es regnet und das ist nötig so.“ Der Strom fällt aus. Die französische Touristin macht sich mit ihrem Fahrrad auf nach Samarkand. Paulina bläst zum Aufbruch.

Die Busse bringen die Gruppe zum nahe gelegenen Rudaki-Museum, wo sich die Touristen erst einmal auf den Stand der Schmuckkettenverkäuferinnen stürzen und wo tatsächlich einige Somoni umgesetzt werden. Der Strom fällt wieder aus. Henry, der gestrige Führer, erläutert wortreich und mit lustigen Beifügungen gewürzt, die Ausstellungsstücke, während Josef sich in einem Museumswärteressel ausruht. Später sagt er zu mir: „Do findst wenigstens de Muße und warm is a do herin a“.

Das Museum ist dem Begründer der persisch-tadschikischen Literatur Rudaki gewidmet, der Ende des neunten Jahrhunderts in der Nähe von Pendjikent geboren wurde.

Einige Exponate informieren über Fauna und Flora des Seraphshangebirges, andere über die Entwicklung der Stadt. Eine Huldigung des Präsidenten darf nicht fehlen. Besonders geht Henry ein auf die ausgegrabenen Fragmente der Wandmalereien der gestern besichtigten Stadt und natürlich auf die Persönlichkeit des Dichtersfürsten, nach dem das Museum benannt wurde.

Dann fahren die beiden Busse weiter zu einer zweiten Ausgrabungsstätte, die demnächst von der UNESCO zum Welterbe erklärt werden soll und den Namen Sarazim trägt. Dieser Name bedeutet so viel wie: ‚Hier beginnt das flache Land‘. Bereits vor sechstausend Jahren gab es dort eine Ansiedlung. Russische Archäologen legten vier Schichten frei, die für vier Besiedlungsperioden stehen. Von 3500 – 3200, 3200 – 2900, 2900 – 2700 und 2700 – 2000.

Die Forscher vermuten, dass die Menschen, die hier lebten nach der Entdeckung des Feuers dieses anbeteten. Hier liegt, wie ich vermute, eventuell die Verbindung zu den viel später datierten Ausgrabungen, die wir gestern besichtigten. Neben dem Feuer wurden auch Tiere verehrt. Nachweislich beschäftigten sich die Menschen, die hier lebten, schon mit Ackerbau und Viehzucht.

Das Mittagessen in einem traditionellen Lokal von Penjikent ist reichlich, sehr vielseitig und der Besitzer fragt immer wieder nach den Wünschen seiner Gäste. Nach Vorspeisentellern mit Käse, Wurst und leckeren Hühnchenteilen, kann, wer will, eine Suppe bestellen, z. B. Schurpa

mit Graupen oder Hammelbrühe. Auch die zweite Hauptspeise kann frei gewählt werden: Gulasch oder Fleischbällchen oder wer möchte, einfach Spiegeleier mit Kartoffeln.

Nach dem Essen gehe ich mit Paulina über die Straße zum kleinen Tourismusstützpunkt von Valeria und bezahle die Rechnung für die Tour durch das Seraphshangebirge. Aufgrund des heutigen schlechten Wetters wird uns die Trekkingsteuer in Höhe von siebenhundert Dollar erlassen. Auch der einheimische Mitarbeiter von Valeria ist da und nimmt das Geld für die Rechnung entgegen.

Die Koffer werden auf die Busdächer gehievt und wir verlassen die Stadt in Richtung der ‚Sieben Seen‘ im Seraphshantal. Nach einem alten Märchen waren die ‚Sieben Seen‘ sieben schöne Töchter eines Bauern, die von einem bösen Mann, der die Schönste besitzen wollte, in sieben Seen verwandelte. Vorbei an einem kleinen Goldbergwerk, das zu fünfundsiebzig Prozent China gehört, schlingern die beiden Busse auf einer hoppeligen, einspurigen Schotterstraße durch ausgewaschene Mulden und tiefe Pfützen. Die Kinder am Wegesrand winken uns fröhlich zu. Die bunt gekleideten Frauen blicken neugierig und wenden sich ihrer Arbeit zu. Kleine Eselskarren kommen dem Bus entgegen und gelegentlich versperren Kühe den Weg. An einem Grenzposten registriert ein Soldat unsere Fahrzeuge und inspiziert die Einreiseanmeldung.

Wie schon gestern sind die wechselnden Aussichten unbeschreibbar schön und bizarr, ja, geradezu überwältigend. Bei einem kurzen Stopp stellen sich alle auf zum Gruppenfoto und zu einem Bild mit den Busfahrern. Auch die kleine Lieselotte kommt auf einem Felsen stehend ganz groß raus. Zeitweilig führt die Straße direkt am Fluss entlang.

Schon taucht der erste See vor uns auf, genannt ‚die Wimper‘. Wir halten an und schwärmen aus zum Fotografieren. Ein jeepartiger Uas kommt und muss deshalb auch stoppen, denn ein Überholen ist hier undenkbar. Der Mann nutzt die Pause um mit Wasser aus dem See seinen Kühler aufzufüllen.

Nun geht es steil berauf und zwei ‚Gazellen-Busse‘ begegnen uns und es kommt zu einer sehr spannenden Ausweichszene am zweiten See. Er heißt ‚der Schatten‘. Einige von uns steigen aus Sicherheitsgründen und zum Fotografieren aus. Von oben aus wird die Schönheit des Sees noch deutlicher sichtbar. Es geht weiter bergauf und der nächste See ist zu erkennen. Wenn es der Dritte ist, dann ist es ‚Der Bewacher‘. Je nach dem Standpunkt des Beobachters schillert er in unterschiedlichen Farben. Die Seengala wird fortgesetzt und er liegt vor uns, der vierte See, der ‚Sonnengeflecht-See‘ an dem wir zwei Tage verbringen werden. An ihm lässt sich ein langes Echo produzieren. Die Busse nehmen die letzte Hürde. Wir sind in Nofin, einem wahrhaft einsamen Bergdorf, dem ältesten Dorf der Gegend, das nur aus einer handvoll Häuser besteht.

Die Gruppe verteilt sich auf zwei Gästehäuser. In dem Einen wohnen die ‚Bettschläfer‘, im Anderen die ‚Boden- Schläfer‘. Ich gehöre zu den Bettschläfern, die ein Fünfbett- und ein Zweibettzimmer bevölkern. Die Häuser sind einfach eingerichtet, aber der herzliche Empfang macht alles wett. Zudem ist mit Händen zu greifen, dass die Menschen hier nicht reich sein können. Neben dem Wohnhaus hat Dschumaboi (= Freitag) Schachmajew, der Herbergsvater der Bettschläfer, ein karges Feld dem Boden abgerungen.

Das Haus hat er aus selbst gebrannten Lehmziegeln errichtet. Hinter seinem Anwesen erhebt sich ein grandioses Felsmassiv.

In dem Fünfbettzimmer schlafen die Ehepaare Fahn und Küstenmacher und Ulrike. Nebenan in der Stube mit dem einzigen Ofen des Hauses nächtigen Horst und Friedrich. Wie sich später herausstellt, gibt es auch im Haus der ‚Bettschläfer‘ ganz normale Betten. In unserem Wohnzimmer steht ein ‚Daptschan‘, das ist eine bettähnliche Terrasse, mit Teppichen und Kissen gepolstert, auf der man vor einem sehr flachen Tisch halb liegt, halb setzt.

Draußen, auf dem Hof, vor dem Haus, erklärt Dschumaboi wie er das ‚Bergharz‘, das Mumijo, sammelt. Eigentlich handelt es sich dabei um die sehr alten Exkrementen eines Tieres. Er erläutert dessen heilende Wirkung und dass es praktisch gegen fast alle Krankheiten eingesetzt werden kann. Paulina bestätigt das und erzählt, dass ihr Schwager, wenn er mit dem Rennrad unterwegs war, einen Sud aus Mumijo trank, um wieder fit zu werden. Auch bei Sonnenbrand und Verbrennungen hat es heilende Wirkung und es hilft bei Verstopfung. Dann stellt er die Heilpflanzen vor, die er sammelt und schildert, welche Wirkung sie haben. Valeria, die Tourismusberaterin des DED, hat Dschumaboi und andere Bewohner von Nofin in einem Seminar mit den Möglichkeiten des Tourismus bekannt gemacht. Mittlerweile waren schon einige Touristen in der Familie Schachmajew zu Gast und die Familie hat einen schmalen Zuverdienst. Schon vor etlichen Jahren war der rührige Tadschike als Bergführer unterwegs gewesen, aber der Bürgerkrieg verscheuchte alle Bergtouristen.

Dann bittet unser Gastgeber zu Tisch. Seine Frau und die Frau seines ältesten Sohnes haben das Abendessen zubereitet. Der vierundvierzigjährige hat eine achtzehnjährige Tochter, die bereits verheiratet ist. Der älteste Sohn ist zweiundzwanzig Jahre alt und arbeitet, wie so viele Tadschiken in Russland, in Novosibirsk, auf dem Bau. Sechs Monate im Jahr ist er dort, sechs Monate daheim. Der zweite Sohn, zwanzig Jahre alt ist auch schon verheiratet und hat bereits zwei Kinder. Dschumaboi hat fünf Söhne und zwei Töchter. Der Tisch ist reich gedeckt. Nach dem Salat gibt es eine wärmende Fleischbrühe und danach sehr wohlschmeckende Kartoffeln mit Fleisch. Auch unser fünfzigjähriger Fahrer Murod, der mit Dschumaboi im Esszimmer übernachtet wird, nimmt am Abendessen teil. Nur Josef kann nicht dabei sein, er ist richtig krank geworden, hat eine Darminfektion und Schüttelfrost. Schon während des Essens entwickelt sich ein munteres Gespräch.

54

Unser Gastgeber und unser Chauffeur nehmen die Einladung zu einem Gläschen Wodka an, erklären jedoch nach dem zweiten Glas unisono, dass sie genug haben. Regine, Ulrike und Gerlinde gehen bald zu Bett. Horst und Murod fachsimpeln anhand einer Karte über die nähere und fernere Bergwelt. Danach dreht sich das Gespräch um die Unsterblichkeit der Religionen, und ich bin erstaunt von der Toleranzbereitschaft und Offenheit, mit der die beiden Tadschiken sich einbringen. Sie erzählen, dass sie während der Sowjetzeiten, wie alle anderen Leute auch, heimlich an ihrer Religion festgehalten haben. Natürlich gehe es ihnen jetzt materiell schlechter, aber sie seien ihre eigenen Herren und die Freiheit sei ein hohes

Gut, auf das sie nicht mehr verzichten möchten. Inzwischen ist es empfindlich kalt geworden und wir kriechen um zweiundzwanzig Uhr unter die wärmenden Woldecken.

Dienstag, 14.10.2008

Wolkenloser Himmel und frische Morgenkälte empfangen die Serafshantouristen. Endlich erreicht die Sonne auch das Haus von Dschumaboi und ich kann meine Aufzeichnungen im Freien fortsetzen. Mir gegenüber ziehen sich die bescheidenen Behausungen den Berghang hinauf. Einer nach dem anderen quält sich unsere Hausbesatzung aus den Federn und marschiert Richtung Toilette oder Dusche. Die sanitären Anlagen sind einfach, aber sauber und funktionsfähig.

Nach dem Frühstück brechen wir auf mit den beiden Vas-Bussen in Richtung See Nummer Sieben. Wir passieren den fünften See, man nennt ihn ‚der Kleinste‘. Im ersten Dorf nach Nofin besorgt Dschumaboi eine Riesenwurst für das Picknick, die später leider niemand isst, während wir den Frauen zuschauen, die an in die Erde gesteckten Stöcken lange Wollfäden ausziehen. Scheinbar werden auf diese Weise breite Stoffbahnen geflochten.

Und schon ist der sechste See, das so genannte ‚Wäldchen‘, erreicht, an dem die Busse kurz anhalten. Wer möchte, steigt aus, und läuft die letzten vier Kilometer bergauf, zusammen mit Duschamboi, hinauf zum letzten See oder man lässt sich dorthin chauffieren. Unterwegs, noch unten am See, begegnet den Wanderern ein alter Mann, der von Duschamboi ehrerbietig begrüßt wird. Ein paar Jungs bauen sich sofort in Fotopose auf und wollen, wie die meisten Kinder, das Bild auf dem kleinen Monitor anschauen. Während den Aufstiegs begleitet uns der kleine Gebirgsbach. Am Berghang klebt ein Dörfchen. Immer wieder wandert der Blick in die sagenhafte Schönheit dieser Bergwelt, zu der bisher nur wenige Touristen den Weg gefunden haben. Häufig begegnen uns bepackte Esel, einmal eine Mädchengruppe, bunt, aber armselig gekleidet, die mit Hackwerkzeugen unterwegs sind und offensichtlich nicht zur Schule gehen.

Am letzten der sieben Seen, dem ‚See der tausend Quellen‘, stehen bereits die beiden Busse, die vorausgefahren waren. Die Fahrer haben die Picknickdecken ausgebreitet und Murod facht am Seeufer ein Feuer an, auf das er den schwarzen Tschakessel stellt. Horst ist unterwegs zu einer Solo-Klettertour. Regine berichtete erfreut davon, dass man in dieser Einsamkeit an eine gemauerte, massive Toilette gedacht hat. Mit Heu beladene Esel kehren von einem Weideplatz zurück. Einer der Jungen, die die Lasttiere begleiten trägt ein schwarzes Sakko. Ich teste mit nackten Füßen das kalte Seewasser, schätze die Temperatur auf etwa dreizehn Grad, aber für ein Bad sind mir die Steine zu scharfkantig. Pauline entdeckt eine bessere Stelle und nach ihr stürze auch ich mich ins Wasser. Danach fühlen wir uns wie neugeboren. Beim Picknick, das mit einer Wassermelone gekrönt wird, setzt ein steifer, unangenehmer Wind ein, der auf den kurzen Wellen des Sees Schaumkronen entstehen lässt. Wieder tauchen Kinder auf, die fotografiert werden wollen und eine zweite Eselkarawane, diesmal beladen mit Brennholz, die hinab zieht ins Dorf.

Am frühen Nachmittag setzen sich die Busse in Bewegung und bringen uns zurück nach Nofin. Unterwegs gibt es ein paar interessante Haltepunkte. Da und dort sind die Frauen dabei

am Gebirgspfad ihre Wäsche zu waschen. Die nassen, bunten Kleider liegen ausgebreitet auf großen, grauen Felsbrocken oder auf verdorrten Büschen. Dschumaboi und ein zweiter tadschikischer Begleiter stellen eine winzige, alte Wassermühle vor, die noch in Betrieb ist und ihr Getreide zum Teil bis aus Kasachstan bezieht, weil der hiesige Boden kaum etwas hergibt. Die Web-Frauen werden noch einmal besucht und können diesmal ihre, uns völlig unbekannte Webmethode, vorführen. Das ist ein Spektakel für das halbe Dorf, das etwa dreihundert Einwohner zählt, wovon etwa einhundert Kinder sind.

Wenig später halten die Busse noch einmal und wir klettern hinauf zu den Resten einer Festung aus der Zeit Alexander des Großen. Von hier aus konnten sie die Soldaten von Festung zu Festung mit Sichtzeichen, in der Nacht mit Feuer, blitzschnell über nahende Feinde informieren. Letzte Station ist dann ein kleiner Schuppen am Fluss, in dem eine Kreissäge steht, die mit Wasserkraft und einem Generator betrieben wird. Während die Wohngruppe von Dschumaboi im Haus der angeblichen Bodenschläfer eine Gästesuppe erhält und ein paar handgemachte Teppiche begutachtet, schreibe ich weiter an meinem Tagebuch

Am Abend besuchen die Bodenschläfer die Bettschläfer und gemeinsam, in fröhlicher Runde, feiern wir Abschied von Paulina. Sie teilt uns mit, dass sie nicht ganz ohne Absicht unsere Reise begleitete und sich bemühte wirklich alle Möglichkeiten für einen guten Verlauf auszuschöpfen. Sie erzählt von ihrer Arbeit in Pamir und dass sie nächstes Jahr, Ende August, eine Reise dorthin antreten wird und dass sie sich freuen würde, wenn einige aus unserer Gruppe sich daran beteiligen oder dafür werben würden. Das Gelingen der reise, so meint Paulina, hänge sehr davon ab, dass ihr Antrag auf dreijährige Verlängerung ihrer Tätigkeit in Khorog im Pamir verlängert wird. Dann sagt sie: „Das Pamirgebiet ist härter, schöner und höher als das, was ihr bisher in Tadschikistan gesehen habt. Härter, weil man da fast immer auf dem Boden schlafen muss und weil es nur drei verschiedene Gerichte zu essen gibt. Schöner, weil wir dort heiße Quellen besuchen und darin baden werden, und weil die Landschaft noch abwechslungsreicher ist. Höher, weil wir dort etwa zweitausend Meter über dem Meeresspiegel leben.“ Danach bedankt sich unsere exzellente Leiterin bei der Gruppe und verspricht, uns im Dezember in Ingolstadt zu besuchen. Schließlich berichtet sie von ihren ganz privaten Projekten im Pamir, die sie in ihrer freien Zeit betreut: Den Bau eines Badehauses für die Tuberkulose-Kranken einer Klinik und den Bau einer Sporthalle für die Jugendlichen, damit sie sich auch im Winter sportlich betätigen können. Alle Teilnehmer unserer Gruppe zeigen sich sehr angetan von Paulinas Frische, Temperament und von ihrer sprudelnden Energie. Ich schlage vor, eine Sammlung zugunsten der beiden Projekte in unserer Gruppe zu veranstalten.

Regine besucht während unserer Versammlung zeitweilig die Familie von Duschamboi zu einem Fotoshooting. Außerdem erklärt sie sich bereit einen Eintrag für das Gästebuch unserer Herbergseltern zu verfassen. Die letzte Nacht in Nofin bricht an.

Mittwoch, 15.10.2008

Der Abschied von der Gastfamilie ist herzlich. Die Menschen, die uns versorgten, haben sich alle Mühe gegeben. Bei strahlender Sonne packt Murod die Koffer auf das Dach des Vans-Busses. Wir verabschieden uns auch von den sieben Seen. In dem Städtchen Shing wartet ein weiterer unerhoffter Höhepunkt. Ich hatte mir traditionelle Musik und Tanz gewünscht. Jetzt

wird dieser Wunsch erfüllt. Der Deutschlehrer der Schule begrüßt uns auf sehr humorvolle Weise. Seine Schule führt, wie in Tadschikistan üblich, bis zur elften Klasse, danach machen die Schüler eine Prüfung und können studieren. Auch in dieser Schule tragen die Jungs Anzüge, fast ausschließlich schwarz und auch die Mädchen lieben überwiegend schwarz, manche haben große weiße Schleifen im Haar, einige sind traditionell gekleidet. Wir werden ins Lehrerzimmer geführt. In der Schule gibt es siebenundzwanzig Lehrer für dreihundertachtzig Schüler.

Nach der Pause wird die Besuchergruppe in den Musiksaal geführt. Zwei ältere Männer, wahrscheinlich Lehrer, spielen auf einem gitarrenähnlichem Instrument und einer Handtrommel, einzelne Schüler oder Gruppen singen dazu. Besonders quirlig und tanzbegeistert ist ein kleiner Tänzer, der die Herzen der Zuschauer erobert. Dann werden zwei Kreistänze aufgeführt. Die jungen Sänger haben kräftige Stimmen und tragen ihre Lieder mit starker, innerer Anteilnahme vor. Auch bei dem lustigen Sketch sind die Jungs mit Feuereifer dabei. Dann treten noch zwei Bräute auf, vermutlich Lehrerinnen, die von den ‚Hochzeitsgästen‘ fröhlich tanzend begleitet werden. Unsere Gruppe kann sich nur mit dem bescheidenen, aber passenden Kanon ‚Froh zu sein bedarf es wenig‘, bedanken.

Nach der Vorführung wird im Pausenhof noch einmal aufgespielt und der kleine feurige Tänzer holt sich erst Paulina und dann Brigitte als Partnerin in die Mitte. Wie fast zu erwarten war, werden wir noch ins Haus der Lehrer eingeladen zum Tee und verschiedenen Knabberereien. Vor dem Haus steht ein alter Backofen. Renate ist so begeistert von der vorzüglichen Quittenmarmelade, dass sie sich gleich das Rezept aufschreiben lässt. Bei diesem Besuch lerne ich, dass es in Tadschikistan üblich ist, einfach einen Geldschein als Zeichen des Dankes unter eine Tasse zu legen. Ich erfahre noch, dass unser Gastgeber fünf Töchter und zwei Söhne und entsprechend viele Enkel hat oder haben wird.

Die weitere Fahrstrecke nach Aini kennen wir schon von der Hinfahrt. Die einstige Teerstraße hat weitgehend ihren Belag verloren und ist gut durchsetzt mit tiefen Mulden. Aber daran habe ich mich längst gewöhnt. Was mich immer wieder fasziniert sind die wechselnden Landschaftsbilder und die Menschen. Auf einem Acker entdecken wir einen jungen Mann, der die Erde mit einer Hacke bearbeitet und noch einige hundert Quadratmeter vor sich hat. Wenig später versucht es ein Bauer immerhin mit zwei Ochsen und einem archaischen Holzpflug. Friedrich, der Landwirtschaftsexperte kann es kaum fassen, dass so etwas heute noch möglich ist. Unterwegs überholen wir dann doch noch einen Traktor mit einem dreischarigen Metallpflug. Beim Tanken entdecke ich einen uralten, grünen Moskwirtschaft hoch beladen mit Brennholz.

Die beiden Quartiere der Welthungerhilfe in Aini erweisen sich mit Abstand als die schlechtesten der gesamten Reise. Die Plumpstoilette mit dem typischen Dreieck im Boden ist verdreckt und Josef macht sich gleich ans Putzen und wird vom Hausmeister der Herberge mit Chlor unterstützt. In einem Zimmer sind die Drahtgeflechte der Betten so ausgeleiert, dass man nur auf dem Boden schlafen kann. Paulina holt uns ab wir essen bei der anderen Gruppenhälfte. Überschwänglich wird Paulina noch einmal gefeiert und Margarete meint: „Liebe Paulina, du bist mir so ans Herz gewachsen, was werden wir nur ohne dich machen? Ich werde mit dir per Mail in Verbindung bleiben.“ Zum Abschied von der hervorragenden Entwicklungshelferin und Reiseleiterin gibt es ein sehr einfaches Essen, serviert von Hausverwalter Bodo, das mir ausgezeichnet schmeckt. Krautsuppe mit sehr viel Kraut und ein

wenig Rindfleisch. Paulina wird abgeholt, sie muss zurück nach Penjikent und wieder arbeiten. Am nächsten Tag ruft sie uns an und berichtet, dass sie mit lauter betrunkenen Tadschiken in einem Bus saß, dass sie aber gut bei Valeria angekommen ist. Schon um acht Uhr abends löst sich die Versammlung auf, denn morgen müssen wir wieder früh aufstehen. Zu erwähnen bleibt noch, dass die Sammlung für Paulina etwa sechshundert Euro erbrachten und dass sie sich richtig darüber freute.

Donnerstag, 16.10.2008

Um vier Uhr werden wir geweckt. Es gibt einen heißen Tschai, trockenes Brot und tadschikische Staubkekse, ein dem Quartier und der Zeit angemessenes Frühstück. Punkt fünf Uhr sind die beiden grauen Busse unterwegs nach Ichafond. Ein zweites Mal müssen wir die Berge, nun auf der anderen Route, überqueren. Der endlos lange Anstieg ist nicht sehr steil, aber entsetzlich holprig, denn diese Strecke wird aufgegeben. Die chinesischen Straßenbauer bohren einen Tunnel durch das Bergmassiv. Kilometerlang zieht sich die Serpentinstraße nach oben, in schwindelnde Höhe, meistens zwar relativ breit, aber ohne irgendwelche Seitenbegrenzungen. Manchmal, beim Überholen eines Lastwagens oder wenn ein liegen gebliebenes Fahrzeug passiert werden muss, kommt unser Bus der Kante zum Abgrund bedenklich nahe. Und wenn der Bus dann auch noch durch ein Schlagloch ins Schwanken gerät, stockt mir gelegentlich der Atem. Der Blick auf die schneebedeckten Berge ringsum ist gigantisch. Auf dem letzten Kilometer vor der Passhöhe liegt auf der Straße bereits glatt gefahrener Schnee. Ein einsames Schild weist auf die Höhe des Passes hin: 3 278 Meter. Die Abfahrt ist nicht weniger spannend. Der Schnee hat sich in Eis verwandelt, die Fahrzeuge stauen sich zu beiden Seiten und kommen nur im Schrittempo voran. Einige Lkw's haben Schneeketten angelegt. Ein verrückter Lastwagenfahrer überholt uns hupend mit irrwitziger Geschwindigkeit. Schnell lässt der Verkehr nach. Die Sonne geht über den Bergen auf. Wir sind wieder im Flachland. Chinesische Straßenbauarbeiter kommen aus ihren Zelten oder Bauhütten und machen sich zu Fuß oder auf der Ladefläche eines Lastwagens auf den Weg zu ihren Einsatzorten.

Nach etwa zwei Stunden Fahrt gibt es eine Frühstücksrast in einem zugigen Lokal. Die geheizten Gasträume sind bereits von tadschikischen Fernfahrern belegt. Natürlich gibt es Tschai oder Kaffee und Brot und wer möchte, kann ein paar Spiegeleier bestellen. Es gäbe auch Lammfleisch und dergleichen. Aber danach steht uns nicht der Sinn.

Nach der Rast bewegen sich die Busse nur noch auf der neu gebauten chinesischen Straße. Wir kommen sehr schnell voran. Josef schwärmt von einer Fahrt durch die Karpaten, Slowakei, Polen, Ukraine und Rumänien. Bereits um zehn Uhr treffen wir in Khajand ein. Ich gehe mit dem Fahrer des zweiten Busses auf den Basar, um das Restgeld für die Busse zu tauschen. Wir sprechen verschiedene Geldwechsler an und endlich, nach einer Stunde, sind wir wieder zurück bei der Herberge. Die tüchtigen Fahrer werden ausbezahlt und verabschiedet. Sie haben nicht nur einen Orden verdient. Während die anderen in den Basar gehen mache ich meine Abrechnung, schreibe Tagebuch und der Muezzin stimmt seinen Gebetsruf an.

Regine erzählt vom Bazarrundgang, bei dem sie zusammen mit einigen anderen aus der Gruppe einen ‚alten General‘ begegneten, einem mit vielen Orden dekorierten Kriegsveteranen. Regine fragte ihn nach einem Geschäft, wo sie einen tadschikischen Kittel für unseren Enkelsohn Leo finden könnte. Seine Auskunft führte nicht zum Ziel, aber dafür ‚verfolgte‘ er die deutschen Touristen und erzählte ihnen: „Mein Sohn lebt in Deutschland. Er heißt ans Gelmut (Hans Helmut).“ Beim Teehaus traf er wieder auf die Gruppe und wollte alle zu sich nach Hause einladen. Leider musste ihm eine Absage erteilt werden. Denn kurz

vor sieben wanderte unsere Mannschaft zusammen mit etlichen Schülerinnen und Schülern des Goethegymnasiums, die uns schon bei den ersten Tagen in Tadschikistan begleitet hatten, zum Restaurant ‚Chuschbachtı‘, in dem wir schon einmal gespeist hatten. Dort erwarten uns eine feierlich gedeckte Tafel und, weil es uns so gut geschmeckt hatte, dieselben Speisen wie beim letzten Mal. Wir erheben unsere Gläser und trinken auf Tadschikistan, auf Khujand, auf das Goethegymnasium, auf dessen Schülerinnen und Schüler uns speziell auf die, die heute Abend mit uns feiern. Noch einmal werden Adressen ausgetauscht, es wird viel fotografiert und Regine und ich, wir verewigen uns in Malikas Poesie-Album. Die Jugendlichen wollen nach dem Essen noch tanzen und legen eine heiße Disko-Scheibe auf. Die doch etwas betagten deutschen Gäste können sich dafür nicht unbedingt begeistern. Horst hätte schon mitgemacht. Unsere Reise war zwar wunderschön, aber doch auch sehr anstrengend. Einige lassen sich mit dem Taxi zum Gästehaus bringen, die anderen gehen zu Fuß dorthin. Regine und ich werden von unseren Begleiterinnen Farsona und Malika nach Hause gebracht. Farsonas Vater erwartet seine Tochter vor seinem Haus und wir kommen noch einmal kurz ins Gespräch. Es dreht sich um die Hoffnung, dass sich das kleine Tadschikistan mehr öffnet für die Welt, damit die Welt entdeckt, was für eine Perle sich hier verbirgt.

Freitag, 17.10.2008

Ein wenig flau ist mir schon vor dem heutigen Tag. Farsona, die noch einmal vorbeikommt und Regine den Kittel für Leo bringt, hatte gestern gesagt, der Direktor ihrer Schule habe ich mitgeteilt, dass wir nochmals bei der Registrierungsbehörde erscheinen müssten. Ich erkundige mich bei unserer Gästehauschefin, aber sie meint, dass sei nicht nötig. Regine denkt, dass eventuell der Registrierungsbeamte dahinter steckt, der ein Auge auf Paulina geworfen hatte. Auch nicht ganz wohl ist mir, weil ich in Usbekistan niemanden telefonisch erreichen konnte, um noch einmal den Abholdienst an der Grenze zu bestätigen. Farsona versuchte es vergeblich mit Handy und auch das nette junge Mädchen in einem Telefonladen konnte keine Verbindung herstellen.

Die Gästehauschefin verabschiedet uns mit einem reichlichen Frühstück im noblen ‚Frauenzimmer‘ am großen Tisch; an dem wir auf edlen, gepolsterten Stühlen sitzen. Es gibt Eier im Schlafrock, Wurst, Käse, Butter, Brot und Honig. Gunter erfreut uns wieder mal mit seinem herzhaften Lachen, diesmal dank diverser Äußerungen von Horst. Ich rufe Odil unseren Busfahrer an, der mit seiner ‚Gazelle‘ und einem Mercedes-Taxi pünktlich zur Stelle ist.

Kurz vor neun Uhr nehmen wir etwas wehmütig Abschied von Khujand. Auf der ebenfalls ausschließlich von chinesischen Ingenieuren und Arbeitern gebauten, sehr guten Straße, ist die Grenze innerhalb einer guten Stunde erreicht. Es ist noch einmal richtig warm geworden und so kommen die deutschen Touristen doch ein wenig ins Schwitzen. Die tadschikische Grenzkontrolle ist wieder freundlich und unbürokratisch, erwartet die Reisenden aber mit einer neuen, erwähnenswerten Variante. Alle müssen gemeinsam zu einem Arzt, kenntlich am weißen Kittel, und müssen erklären, dass sie kein Fieber haben, nicht krank und vor allem nicht von Malaria befallen sind. Der Spaß kostet fünf Somoni (etwa einen Euro) pro Nase. Da wir keine Somoni mehr haben, darf ich zwanzig Dollar für alle bezahlen, die Josef vorstreckt. Immerhin bekomme ich dafür eine gestempelte Bescheinigung. Auf der usbekischen Seite wird erneut das falsche Visumdatum bei Margarete kritisiert und mir teilt ein Grenzbeamter mit, dass wir noch heute Usbekistan verlassen müssen. Ich erkläre ihm, dass Konsul Machtumkuli Malajev persönlich die Verlängerung der Visa um einen Tag vorgenommen hat und der Mann fragt nach des Konsuls Mail-Adresse. Umständlich öffne ich meinen Rucksack und der Staatsdiener winkt mich durch. Zu guter Letzt dürfen alle zum dritten Mal die

geliebte usbekische Zolldeklaration in zweifacher Ausfertigung ausfüllen und unseren Geldbesitz offen legen. In der Rekordzeit von einer knappen Stunde wird die Zollbürokratie und der einen Kilometer lange Grenzparcour bewältigt.

Viktor Gorbatschov, unser Taschkent-Helfer, wartet seit einer halben Stunde mit einem Reisebus, der dreißig Personen Platz bietet. Unser Chauffeur Baktjor, der eigentlich mit seinem kleinen Bus kommen wollte, hatte in letzter Sekunde den Buspreis um fünfundzwanzig Prozent erhöht. Daraufhin charterte Viktor bei einem anderen Fahrer den größeren Bus zum ursprünglichen Preis. Während der Fahrt drehen sich die Gespräche um die zurückliegenden Tage in Tadschikistan. Längst ist uns klar, dass das kleine Land auch ohne den Seidenstraßen-Nimbus von Usbekistan eine Reise wert ist, sind doch auch Khujand und Penjikent ausgewiesene Städte der alten Seidenstraße.

In einer Kleinstadt, eine halbe Stunde vor Taschkent, wird den Touristen in einem einfachen Lokal eine noch einfachere Speisenfolge angeboten. Eine Speisekarte existiert nicht. Dennoch, die Pelmeni in einer Brühe, sind gut bekömmlich und Friedrich und Horst loben die Rinderhackfleischspieße. Umständlich und unerfreulich ist die Geldumtauschaktion in Taschkent. An der Wechselstube versuchen Schwarzhändler Viktor und mich abzuwerben. Sowohl der offizielle als auch der inoffizielle Kurs sind stark gefallen. Gab es vor zwei Wochen noch eintausendneuhundert Somoni für einen Euro, so sind es jetzt nur noch eintausendachthundert.

Der Bus wühlt sich durch den dichten Großstadtverkehr und liefert seine Insassen kurz vor drei Uhr bei den Gastfamilien ab. Neun Unermüdliche machen sich, mit Viktor und dem Bus noch einmal auf den Weg. Ihr Ziel ist das Museum für Angewandte Kunst. Regine wird gleich von Olga und Irina abgefangen und zum Essen eingeladen. Mir geht es nicht gut, der Magen kneift und ich bin sehr müde. Natürlich haben auch unsere Gastgeber bereits den Tisch gedeckt und Regine opfert sich zu einer Tasse Tee. Ich kann erfolgreich ins Bett fliehen und fühle mich nach einer guten Stunde Schlaf schon wesentlich wohler.

Alle Gruppenteilnehmer und deren Gastfamilien wandern am Abend durch das kleine Dombabad-Viertel zur Moschee und dann weiter zum Restaurant Bek, in dem wir schon vor zwei Wochen speisten. Dilnoza, die leider nicht mit dabei ist, hat einen Nebenraum reserviert. Die Speisen finden einhellige Zustimmung. Vor allem die Frikadellensuppe mit Dill und die Fischspieße werden hoch gelobt. Nur die junge Bedienung ist etwas überfordert. Sie versucht anhand des Bestellzettels das Essen zu verteilen und lächelt nur, wenn ich etwas moniere. Erst kurz bevor wir gehen, erfahre ich, das sie so gut wie kein Russisch verstehe. Sie ist Kasachin, lebt schon immer in Usbekistan und spricht nur usbekisch.

Der usbekische Rotwein kommt gut an. Ich sitze als Dolmetscher am Tisch von Irina und Olga, bei denen Margarete, Gunter und Brigitte untergebracht sind. Als wir über die Bestellung des Weines sprechen, meint Irina: „Das entscheidet mein Kommandant Olga“, und sie salutiert dabei. „Ich trinke sowieso nur Bier.“ Wir sprechen über das Leben in Deutschland und Usbekistan. Für Olga und Irina, sie sind Russinnen, wird es zusehends schwieriger hier zu leben, denn der russische Bevölkerungsanteil ist nicht sonderlich beliebt. Wer kann, versucht nach Russland zurückzukehren. Aber das gelingt eben nicht Allen. „Ich bin doch in Taschkent geboren,“ sagt Irina, „und liebe diese Stadt, das ist meine Heimat.“ Als ich sie frage, ob sie nicht in Deutschland leben möchte, bei ihrem Bruder Peter, antwortet sie nur: „Nein, da ist es mir zu kalt. Außerdem: die Sprache, ich verstehe doch die Sprache nicht.“ Dann sagt sie mir, was sie schon Regine sagte: „Ihr müsst noch einmal zu uns kommen und bei uns wohnen, aber dann ohne zu bezahlen.“

Wir stoßen an auf unsere Liebenswerten Gastgeber und können nur ‚Danke‘ sagen für so viel Entgegenkommen, Hilfsbereitschaft und Gastfreundlichkeit. Dann ist es Zeit zu gehen. An der Vorspeisentheke bleiben wir kurz stehen und schauen uns das an, was man noch alles hätte essen können. Zwei junge Mitarbeiterinnen des Lokals arbeiten an der Wursttheke.

Auf dem Heimweg hakt Irina sich bei ihrem Gast Gunter unter, der seit heute eine landestypische Kopfbedeckung trägt. Ich mache von den Beiden von hinten ein Foto. Irina dreht sich sofort um und erklärt lachend: „Nein, nicht von hinten. Ich will von vorne fotografiert werden,“ und dabei schmiegt sie sich an ihren Begleiter. An der Dombrabad-Moschee wartet Dilnoza auf ihre Gäste. Ulrike und Lieselotte. Das Dunkel der Nacht wird erhellt durch ein Feuer. Jetzt, um halb zehn Uhr wird hier das zusammengerechte Laub verbrannt. Wieder einmal folgt eine recht kurze Nacht.

Samstag 18. Oktober 2008

Um viertel nach drei werden wir geweckt. Marina hat schon Tee gekocht. Ihr Sohn Artjan hat die Taxis bestellt und auch ihr Mann Stas, der gestern Abend nicht mitkam, eil er unentwegt dabei ist, ein Auto neu aufzubauen, ist aufgestanden, um sich zu verabschieden. Von den vier Taxis sind drei Kleinwagen und Josef schimpft: „De denken hoid net mit!“ Jeder Kleinwagen kann nur einen Koffer mitnehmen. Also werden die restlichen Teile und Josef in das große Auto gepackt und los geht’s. Nach schneller Fahrt durch die verschlafene Stadt kommen wir am Flughafen an. Dilnoza wartet dort schon mit Ulrike und Lieselotte.

Beim Einchecken stellt sich tatsächlich heraus, dass Friedrich nicht auf der Passagierliste steht, was mir von Johannes in Ingolstadt schon telefonisch angedeutet worden war. Friedrich muss lange warten, bekommt dann aber doch einen Platz. Bei der Passkontrolle sagt der Beamte irgendetwas zu ihm und sowohl Friedrich, als auch alle Umstehenden verstehen „Monika!“ Friedrich dreht sich um und fragt: „Wo ist Monika?“ Auch die Teilnehmer einer anderen deutschen Reisegruppe fühlen sich angesprochen und fragen: „Monika?, gibt es bei uns eine Monika?“ Friedrich wendet sich wieder dem Beamten zu und fragt: „Monika?“ „Njet“, sagt der Mann. „Boarding card!“ Es gibt ein Riesengelächter und auch der brave Usbeke muss herzlich mitlachen. Die letzten Hürden sind geschafft. ‚Monika – boarding card‘

Vor uns im Flieger sitzen vier Usbeken, die scheinbar etwas Besonderes sind und von der Stewardess nach Brei und Wein noch drei Flaschen Cognac oder Whiskey bekommen. Ihr Gespräch und Gelächter hält unentwegt an und wird immer lauter, ununterbrochen picheln sie weiter.

Kurz vor dem Ende des Fluges komme ich mit meinem deutschen Sitznachbarn ins Gespräch. Er ist Ingenieur bei einem Schwäbischen Textilmaschinenhersteller. Pro Monat ist er in einem der Länder der ehemaligen SU unterwegs und berät die Firmen, bei denen die Maschinen seines Unternehmens installiert werden. Regine unterhält sich mit einem Mann, der als Seniorexperte für das Projekt unterwegs ist, das uns in Duschambe vom DED vorgestellt wurde. Er war ein paar Wochen in Taschkent, um einer kleinen Fabrik technisch und wirtschaftlich dazu zu verhelfen im heutigen Konkurrenzkampf mitzuhalten. „Am Anfang“, sagte er, „hätte ich am liebsten mit einem Riesenschloss das Eingangstor für immer verriegelt.“

Auf die Minute genau landet der Jumbo in Frankfurt. Gunter trägt auch im Flughafenbus noch seine tadschikische Kappe. Da unsere Flugtickets überraschend den Zusatz ‚fly and rail‘

erhielten, entschließen wir uns mit dem bequemen ICE heimzufahren nach Ingolstadt. Wieder auf die Minute genau gelingt es uns den Zug zu erreichen, nachdem ich mich noch ganz kurz von Gunter, Margarete Brigitte verabschieden konnte. Sie fahren, ebenfalls mit der Bahn, nach Offenheim bzw. nach Stuttgart.

Barbara diskutiert angeregt mit Renate über die Reise und ihr Resümee ist einhellig: „Eine tolle Tour.“ Josef und Friedrich sitzen mit Gerlinde im Speisewagen und genießen ihr Weißbier. Regine und ich, wir gesellen uns später hinzu. In Nürnberg wird Lieselotte verabschiedet und eine halbe Stunde später sind wir zurück in Ingolstadt. Ulrike fährt alleine weiter nach München.

Sonntag, 19. Oktober 2008

Gerade angekommen ruft Konsul Malaev aus Berlin an, bei dessen Tochter Dilnoza zwei unserer Frauen, Ulrike und Lieselotte untergebracht waren und konfrontiert mich mit einer weniger erfreulichen Nachricht. Seine Tochter, die ihre beiden Gäste mit dem brandneuen Kleinwagen zum Flughafen gebracht hatte, verunglückte auf der Rückfahrt zu ihrem Haus. Sie wich einem anderen Auto aus, hörte nur noch ein Krachen und landete an einem Baum. Zum Glück wurde sie nur am Kopf und an den Beinen leicht verletzt und konnte das Krankenhaus sofort wieder verlassen. Am Auto entstand Totalschaden.

Es gibt aber auch noch einen guten Nachtrag. Eine Mail von Annemarie Berger, der engagierten Deutschlehrerin aus Khujand liegt bereits im elektronischen Briefkasten. Sie enthält eine köstliche Glosse von Frau Berger über die ‚zweite Leitung‘. Der Deutschen war aufgefallen, dass bei der täglichen Stromsperre doch etliche Haushalte mit elektrischer Energie versorgt werden. Auf einem Schwarzmarkt konnte man sich eine ‚zweite Leitung‘ kaufen. Kürzlich flog der Schwindel auf, aber bald wird es wieder ein neues Schlupfloch geben.

Auch Malika, die mir vom Goethegymnasium Khujand als Begleiterin zugeteilt war, hat sich schon elektronisch gemeldet und gefragt, ob bei uns alles in Ordnung ist.

Auch mein Urteil über die Tadschikistanreise steht fest, ich schließe mich Renate und Barbara an: „Eine tolle Tour!“ Wieder einmal erkenne ich, dass das Motto unserer Reisen instinktiv richtig gewählt wurde:

**Kennen lernen
heißt Verstehen
lernen**